

DIE WELTWOCHEN



Lehrer, verbietet die Handys

Plädoyer für Schulen ohne soziale Medien.

Margarita Louis-Dreyfus

Trumps Wahrheiten

Sogar Gegner wie Joe Biden kopieren jetzt seine Politik. *Urs Gehriger*

«Von keinem habe ich so viel gelernt»

Deutschlands früherer Bundespräsident *Christian Wulff* würdigt den Jahrhundert-Politiker Wolfgang Schäuble.

**Als Charles de Gaulle
Konrad Adenauer bekochte**
Der Beginn einer wundervollen
Länder-Freundschaft

ENDLICH SCHMERZFREI



- ✓ Aktiviert die Muskulatur
- ✓ Verbessert die Durchblutung
- ✓ Für schmerzfreies Gehen und Stehen



Lernen Sie den Schweizer Luftkissen-Schuh
kennen: www.kybun.swiss

kybun⁺
Switzerland

Ich glaube an Deutschland

Deutschland scheint, wieder einmal, im Gemjammer zu versinken. Überall, wo ich hin komme, beschwerten sich die Deutschen über Deutschland, über die Politik vor allem, die Medien, die Parteien, die Regierung, die Zuwanderung, die trüben Aussichten der Wirtschaft. Viele reden übers Auswandern, wenn sie nicht schon ausgewandert sind. Schwarzmalen ist der neue Volkssport.

In die Abgesänge mag ich nicht einstimmen. Ich kann das Unbehagen zwar nachvollziehen, viele Probleme sind offensichtlich. Trotzdem glaube ich an Deutschland. Das aktuelle Malaise mag schmerzen. Ich will es nicht verniedlichen. Aber Länder, Staaten – vor allem nach Zeiten des Erfolgs – brauchen Krisen, um sich wieder selbst zu finden. Kein Grund zur Verzweiflung.

Beginnen wir mit der Migration. Ja, Deutschland hat die Tore geöffnet. Es kommen zu viele, und es kommen die Falschen. Die Durchhalte- und Beschwichtigungsparolen der Politik verfangen nicht mehr. In den Zeitungen häufen sich die Meldungen über Ausländerkriminalität. In manchen Städten Deutschlands ziehen Islamisten mit ihren Bannern durch die Strassen.

Gewiss, die Massenzuwanderung ist die Mutter vieler Übel: Kriminalität, Wohnungsnot, Plünderung des Sozialstaats, Verwahrlosung des öffentlichen Raums, Überforderung der Schulen. Aber gleichzeitig bringt Migration eine ganze Lawine von Lebenslügen ins Rutschen. Endlich müssen die Deutschen, ihre Politiker und Medien, dieses Thema ernst nehmen.

Der Ruf nach Begrenzung und strengeren Kontrollen wird lauter, ist inzwischen Mainstream. Noch vor zehn Jahren war man in deutschen Talkshows der Aussenseiter, wenn man über die Kehrseiten der Zuwanderung sprach. Viele deutsche Politiker hatten das Thema erkannt, aber redeten nicht darüber, weil man als Deutscher «weltoffen», «ausländerfreundlich» zu sein hatte, scheinen wollte.

Und vergessen wir nicht: Die Pro-Kopf-Zuwanderung nach Deutschland ist heute höher als früher, aber sie ist deutlich tiefer als etwa die Pro-Kopf-Zuwanderung in die Schweiz. Es ist doch überhaupt nicht zu spät, hier endlich Gegensteuer zu geben. Deutschland wird an der Zuwanderung nicht zugrunde gehen. Auch die Zuwanderung wirkt als Augenöffner. Eine Frage des Masses.

Kommen wir zur Wirtschaft. Muss Deutschland pleitegehen, bevor sich etwas ändert? Vielleicht, aber ich glaube nicht, dass es die Deutschen so weit kommen lassen. Erinnern wir uns an das Jahr 2003? Schon damals galt Deutschland als «kranker Mann Europas». Die Zahlen zeigten schroff nach unten. Dann kamen Kanzler Gerhard Schröders Reformen der «Agenda 2010».

Diese mutigen Massnahmen kann man rückwirkend nicht genug würdigen. Schröder handelte gegen seine Partei, gegen seine Wiederwahl, aber staatsmännisch handelte er für Deutschland, befreite den Arbeitsmarkt von gewissen Fesseln und machte die Arbeits-

Mehr Schweiz wagen, mehr direkte Demokratie, weniger Staat, mehr Neutralität.

losigkeit weniger attraktiv. Nachfolgerin Merkel profitierte von Schröders Politik und machte sie wieder rückgängig. Mit den bekannten Folgen.

Nichts, was die Deutschen heute drückt, haben sie sich nicht selber eingebrockt. Anders formuliert: Die Deutschen können ihre Probleme selber wieder lösen. Deutschland mag, anders als die Schweiz, stärker eingespannt sein in ein Netz von Abhängigkeiten und Bündnissen. Es gibt viele Fesseln durch die EU, aber auch hier gilt: Mit der Not wächst die Einsicht.

Das ewige Gemjammer wirkt weltfremd. Die Deutschen haben schon weit grössere Probleme verursacht und überstanden. Vielen Deutschen gefällt die Schweiz. Gut. Es ist ja nicht verboten, sich von der Schweiz inspirieren zu lassen. Das hiesse dann aber wohl: mehr Schweiz wagen, mehr direkte Demokratie, weniger Staat, mehr Neutralität. Mal sehen.

Noch ein Wort zu den Parteien. Auch hier steckt viel Stress im System. Das mag alles seine Gründe haben. Ich sehe es von aussen: Die neuen Parteien sind eine Bereicherung. Es gäbe sie nicht, würden die anderen alles richtig machen. Sie bringen mehr Vielfalt. Und Streit. Davon lebt die Demokratie. Demokratie ist nicht Konsens. Demokratie ist ständiges Ringen, Auseinandersetzung.

Ich bilde mir ein, auch hier gebe es Fortschritte. Die einst gefeierten Grünen werden

entzaubert. Zum eigenen Vorteil. Illusionen und Flausen verfliegen. Die deutsche Umweltschutzpartei wird sich normalisieren, wirtschaftsfreundlicher werden müssen. Das gilt auch für die SPD, bei der ausser dem übervorsichtigen Kanzler ideologische Traumbühnen am Werk scheinen.

Auf der bürgerlichen Seite mischt die AfD die FDP und die CDU auf. CDU-Chef Merz taktiert behutsam, viele Messer sind auf ihn gerichtet. Die deutsche Öffentlichkeit ist ein Haifischteich. Ein falsches Wort kann das Ende von Karrieren bedeuten. Mich dünkt, nach anfänglichen Zweifeln, Merz mache es nicht so schlecht. Ist er der nächste Kanzler? Die Chancen scheinen intakt.

Die Ausgrenzung und Verteufelung der AfD funktioniert nicht. Parteien, die einem nicht passen, soll man widerlegen, nicht verbieten. Man wird die aufstrebende Opposition früher oder später einbinden müssen. Dank der AfD werden FDP und CDU bürgerlicher, konservativer, weniger links und profilierter. Solange sich die Rechten untereinander bekämpfen, jubelt nur die Linke.

Von aussen betrachtet, fehlen Deutschland Politiker, die motivieren, Zuversicht verbreiten können. In Berlin regiert bleierne Trübsal. Kein Wunder, wandern so viele Deutsche aus. Aber das ist nicht der Weg. Deutschland können nur die Deutschen wirklich gefährlich werden – wenn sie sich abwenden, davonlaufen, die Politik ausschliesslich den Politikern überlassen.

Es gibt keine unlösbaren Probleme. Deutschland ist das derzeit interessanteste Land der Welt. Die Politik ist faszinierend: Wo stehen die Deutschen zwischen Ost und West? Wie geht es nach dem Brexit mit der EU weiter? Wie schafft es Deutschland, ein neues Wirtschaftswunder zu entfesseln wie einst nach dem Krieg? Was sind deutsche Interessen in einer vielfältiger werdenden Welt?

Ich kenne kein Land mit einem grösseren Potenzial. Noch fehlen der Politik die Antworten. Deutschland hätte alles, was es braucht. Die eigene Geschichte von Triumph und Niederlage ist ein Vorteil, keine Hypothek. Die Deutschen sind bodenständige, vernünftige Leute. Die aktuelle Krise, das Unbehagen ist eine Chance. Ich glaube an Deutschland. R. K.



Empathie: Margarita Louis-Dreyfus. Seite 6



«Sofort begeistert»: Ueli Steiger. Seite 26

DIESE WOCHE

- 3 Editorial
- 5 Intern
- 6 Margarita Louis-Dreyfus
Schule ohne soziale Medien
- 9 Weisheit des Herzens
Laster, Tugend und Vorsätze
- 10 Berlin Bundestag
Sag, wie hast du's mit der AfD?
- 11 Matthias Matussek
Liebe Bauern
- 12 Inside Washington
Schützenhilfe der schwarzen Roben
- 12 Personenkontrolle
- 13 Sarrazin
SPD im Panik-Modus
- 14 Gabriele Krone-Schmalz
«Putin ist nicht unberechenbar»
- 17 Kurt W. Zimmermann
Krise oder Katastrophe?
- 18 Friedbert Pflüger
Die EU verliert eine Schlüsseltechnologie
- 19 Kris Jenner
Die Patriarchin will Spass

- 20 Trumps Wahrheiten
Sogar Biden übernimmt Kernpunkte seiner Agenda
- 21 News Deindustrialisieren fürs Klima
- 22 «Das sicherste Land Europas für Juden»
Rabbiner Schlomo Köves über Ungarn
- 23 Anabel Schunke
2024: Jahr des Politikwechsels
- 24 Christ und Demokrat
Christian Wulff zum Tod von Wolfgang Schäuble
- 25 Wolfgang Schäuble
Leben und Werk
- 26 «Die Qualität in Hollywood ist enorm»
Hollywood-Kameramann Ueli Steiger
- 30 Brauchen wir eine
europäische Atomstreitmacht?
Europa soll aufrüsten. Falsch!
- 31 News «Klarer Auftrag» für Lindner
- 32 Jetzt wird alles gut Gerhard Jelinek
über die wilden zwanziger Jahre
- 34 Tamara Wernli
Darum finden wir nicht den «Richtigen»
- 40 Nachrufe
Jacques Delors, Gaston Glock

FRIEDEN: ADENAUER & DE GAULLE

- 35 Eine Erzfeindschaft wird begraben
Wie 1958 die deutsch-französische
Aussöhnung möglich wurde

LITERATUR UND KUNST

- 41 Ikone der Woche
- 42 Pop sei Dank
Fabelhafte Hitparaden
- 44 Bücher der Woche
- 45 Die Sprache
- 46 Kunst
Gerhard Richter
- 47 Jazz
Christoph Grab: Reflections

LEBEN HEUTE

- 48 Wunderbare Welt
- 48 Unten durch
- 49 Sex
- 50 Leserbrief

Appell von Margarita Louis-Dreyfus, Gabriele Krone-Schmalz, Donald Trumps Wahrheiten, Christian Wulff würdigt Wolfgang Schäuble, Ueli Steigers Hollywood, Charles de Gaulle und Konrad Adenauer, Popmusik wird immer besser

Die global tätige Unternehmerin und fünffache Mutter Margarita Louis-Dreyfus macht sich grosse Sorgen um die Digitalisierung des Kindesalters und der Schulen. Zu offensichtlich seien die damit verbundenen sozialen, emotionalen, intellektuellen und körperlichen Defizite. Vor allem würden Social Media unseren Kindern abtrainieren, richtig zu kommunizieren und Frustrationen zu überwinden. **Seite 6**

Sie ist *die* Russland-Kennerin Deutschlands: Gabriele Krone-Schmalz, 74, war von 1987 bis 1991 ARD-Korrespondentin in Moskau, wo sie als erste westliche Journalistin Michail Gorbatschow interviewte. Über drei Jahrzehnte später steht sie in der Rolle der Brückenbauerin zwischen Ost und West. Roman Zeller hat sie in Köln zum Gespräch getroffen. **Seite 14**

«Der Krieg ist eine blosser Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln» – Carl von Clausewitz' Bonmot gilt auch für den US-Wahlkampf 2024. Alles wird unternommen, um Donald Trump eine Rückkehr ins Weisse Haus zu verwehren. Demokraten, Anwälte, Massenmedien führen einen Feldzug gegen den Ex-Präsidenten. So schrecklich kann der Mann aber nicht sein, denn sein Nachfolger Joe Biden hat kleinlaut Kernpunkte der Agen-



Weggefährte von Wolfgang Schäuble:
alt Bundespräsident Wulff.

da seines Erzfeindes übernommen, wie Urs Gehrigler schreibt. **Seite 20**

Wolfgang Schäuble, der am Stephanstag verstorben ist, war ein deutscher Jahrhundert-Politiker. Ex-Bundespräsident Christian Wulff, langjähriger Weggefährte Schäubles in den Gremien der CDU, schreibt in seinem persönlichen Nachruf: «Von keinem Politiker habe ich in so kurzer Zeit so viel gelernt.» **Seite 24**

Ueli Steiger hat als Kameramann mit den Grössten in Hollywood zusammengearbeitet. Er traf Robert Redford auf dessen Ranch in Utah, drehte den letzten Film von Dennis Hopper und hatte Stars wie Jennifer Lopez oder Don Johnson vor der Linse. Wir haben den 69-jährigen Zürcher, der als Kabelträger beim Schweizer Fernsehen begann, in seiner Wahlheimat Los Angeles besucht. **Seite 26**

Es ist einfacher, einen Krieg anzufangen, als Frieden zu schliessen. Ein schönes Beispiel für die Beilegung einer alten Rivalität ist die Aussöhnung zwischen Deutschland und Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg. Ein Meilenstein wurde im Herbst 1958 gelegt, als der französische Staatschef Charles de Gaulle den deutschen Bundeskanzler Konrad Adenauer zu sich nach Hause einlud. Unser Autor Christophe Büchi, der an einer De-Gaulle-Biografie arbeitet, hat das Treffen rekonstruiert. **Seite 36**

Derzeit laufen am Radio erstaunlich viele superbe Songs. Ist das Zufall, oder steckt mehr dahinter? Benjamin Bögli hat sich ein knappes Dutzend Lieder aus den Hitparaden genauer angehört und kommt zum Schluss: Dank menschlicher – und künstlicher – Intelligenz wird Pop nicht schlechter, sondern immer besser. **Seite 42**
Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Zollikerstrasse 90, Postfach, 8702 Zollikon.

Chefredaktor: Roger Köppel. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Anzeigenleitung:** Gabriel Lotti. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch

Kundenservice: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Schule ohne soziale Medien

Die Digitalisierung führt bei Kindern zu Einsamkeit und emotionalen Verkümmierungen – ausgerechnet in einem Alter, das für die körperliche und geistige Entwicklung so wichtig ist. Was tun? Die Lösung liegt auf der Hand.

Margarita Louis-Dreyfus

Als die Lehrerin meiner beiden Töchter am ersten Schultag allen Sechsjährigen einen iPad verteilte, fragte ich sie, ob sie das für sinnvoll halte. «Keineswegs», entgegnete die erfahrene Pädagogin, «aber ich bin gezwungen, die Geräte abzugeben. Ich werde sie im Unterricht aber so wenig wie möglich verwenden.» Tatsächlich treiben unsere Behörden die Digitalisierung massiv voran, nicht zuletzt auf Druck der IT-Industrie, die selbstverständlich nicht das Kindeswohl, sondern den eigenen Profit im Auge hat.

Wir hören oft das hundertfach vorgebrachte Argument, man könne unsere Kinder nicht früh genug mit den sozialen Medien bekannt machen, damit sie die Anforderungen einer digitalisierten Welt bewältigen lernten. Genauso gut könnte man aber den Sechsjährigen einen Autoschlüssel in die Hand drücken und sie ans Steuer eines Fahrzeugs setzen, da man sie ja zeitig mit den Tücken des Strassenverkehrs bekannt machen müsse. Nun mag man einwenden, die Gefahren der sozialen Medien und durch das zunehmende Ersetzen direkter menschlicher Kommunikation durch digitale Kommunikation seien ungleich geringer. Genau hier aber möchte ich mit guten Gründen widersprechen.

«Recht auf Digitalisierung»

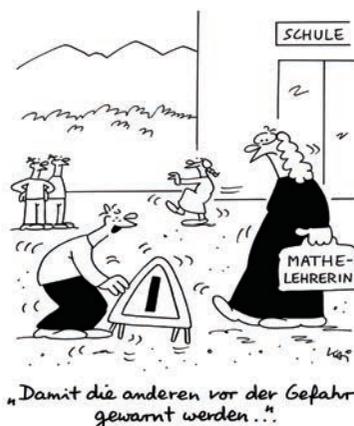
Es ist mir wichtig, zu betonen: Ich wende mich keineswegs gegen den Fortschritt, den Digitalisierung und soziale Medien unserer Gesellschaft bringen. Wer würde bestreiten, dass sie uns den Alltag erleichtern und in vielem angenehmer gestalten? Viele Vorteile der Digitalisierung schätze ich sehr. So wie ich auf keine Vorteile des Autofahrens verzichten möchte. Aber diese beiden Tätigkeiten, das Autofahren und das Benutzen von Social Media, benötigen gewisse Eigenschaften, die Menschen erst in einem bestimmten Alter entwickeln. Deswegen sind die Gefahren einer viel zu frühen Konfrontation unseres Nachwuchses mit der Informationstechnologie enorm: für die Entwicklung der Kinder, für das Familienleben, ja für unsere Gesellschaft als Ganzes.

Vor einem Jahr besuchte ich in Schweden eine Tagung des Global Child Forum. Neben Psychologen und Soziologen sprachen dort zwei Vertreter der Technologie-Industrie, die das Ge-

E-Mobbing ist zu einem weitverbreiteten Problem in den Schulen geworden.

schäftsinteresse ihrer Unternehmen unerwähnt liessen, dafür «politisch korrekt» über das Recht der Kinder auf eine «ständige digitale Verbundenheit» mit der Welt referierten. Diese Vertreter der Tech-Industrie erklärten, dass gewiss noch nicht alles hundertprozentig in Ordnung sei in der digitalen Welt, aber man werde alles dafür tun, sie immer besser zu machen – damit die Kinder dort, in der digitalen Welt, so viel von ihrer Freizeit wie möglich verbringen könnten. Niemand im Saal protestierte. Ich fragte einen ebenfalls anwesenden Stockholmer Klinikchef, ob er diesem Befund zustimme. «Natürlich nicht», meinte er, «aber wenn ich mich dagegen auflehne, riskiere ich, Schwierigkeiten in meinem Job zu bekommen. Deswegen müssen jene Leute gegen diesen Trend aufstehen, die nichts zu verlieren haben.» Es war seltsam, so etwas im liberalen Schweden zu hören.

Im Gespräch mit Königin Silvia und deren Schwiegertochter, einer dreifachen Mutter, konnte ich meine Bedenken ausführlich anbringen. Das Interesse der königlichen Familie



Zeichen einer neuen, beunruhigenden

an diesem Thema war beeindruckend. Mittlerweile ist die Skepsis gegenüber iPads und Laptops an den Schulen so gross geworden, dass die schwedische Regierung wieder vermehrt zu den klassischen Unterrichtsmaterialien Heft und Buch zurückkehren will. Die forschenden Experten warnen eindringlich, dass neben den emotionalen Defiziten der Rückgang der Lernkompetenz immer ersichtlicher werde. In Frankreich sind zumindest private Handys, Tablets und Smartwatches an den öffentlichen Schulen seit 2018 verboten. Denn das Ablenkungspotenzial der Unterhaltungselektronik auf Kosten der Aufmerksamkeit im Unterricht ist längst erkannt. Kinder und Jugendliche mit Smartphones bewegen sich viel weniger in den Pausen, und die Kommunikation zwischen den Schülern und Lehrern leidet ebenso wie das Schulklima. E-Mobbing ist zu einem weitverbreiteten Problem in den Schulen geworden.

Solche Erkenntnisse sind keineswegs fortschrittsfeindlich, sondern entsprechen der Lebenswirklichkeit. Viele medizinische Experten warnen, dass eine frühe Digitalisierung und der zunehmende Einsatz von sozialen Medien im Kindesalter schädlich sind für die emotionale, körperliche und intellektuelle Entwicklung. Viele meiner Freunde be-



menschlichen Mentalität: Albert Ankers «Schulspaziergang» (1872), leicht aktualisiert.

schweren sich, dass sie ihre Kinder an die Social Media verloren haben und sie nichts dagegen tun können. Es ist, als ob wir die Kinder – statt ihnen das Laufen beizubringen – direkt auf ein Fahrrad, ja auf ein E-Bike setzen. Sie überspringen in dieser entscheidenden Lebensphase wichtige Lernprozesse für ihre spätere Widerstandsfähigkeit.

Warum ist das Alter so wichtig? Wenn man in der Kindheit nicht gelernt hat, Velo zu fahren, kann man das später noch lernen. Wenn man als Kind aber keine Charakterzüge ausgebildet hat, um die Komplexität des Lebens zu ertragen und ein konstruktives Mitglied der Gesellschaft zu werden, ist das schwer nachzuholen. Manchmal klappt es. Was man aber nicht nacherziehen kann, sind die positiven Emotionen, die den Menschen für die Selbstüberwindung zugunsten eines sinnvollen Zwecks belohnen. Die kann man nur als Kind während einer komplexen Situation vor allem in der Familie erlernen. Deswegen ist diese kindliche Phase der Entwicklung so wichtig.

Wenn die Kinder ihre Schul- und Freizeit vor ihren Geräten verbringen, statt direkt mit Menschen zu kommunizieren, führt dies zu emotionaler Verwahrlosung. Der direkte Kontakt sowie die zwischenmenschlichen

Auseinandersetzungen gehören zu den wichtigsten Bedingungen, die den Kindern ermöglichen, eine richtige Einschätzung des Gegenübers und der ständig wechselnden Umwelt zu entwickeln. Sie fördern das Entwickeln von Empathie, aber – wo nötig – auch skeptische Distanz. Dieser wichtige Prozess braucht sehr viel Zeit und Mühe. Der Austausch per WhatsApp verkürzt die Lernzeit drastisch und erzeugt eine Art digitale Gleichgültigkeit.

Zwang, sich selber zu verkaufen

Was ist das Wichtigste im Leben? Oft höre ich von Vertretern der Tech-Industrie, dass das unablässige Sammeln von Informationen der Lebenszweck sei. Ich möchte dem widersprechen. Es sind nicht die angehäuften Zahlen und Fakten in unserem Kopf, die uns mit Freude oder Wärme erfüllen oder unsere Einsamkeit, Frustration und Aggression reduzieren. Das Erlernen der ethischen Werte und der sinnvollen Selbstüberwindung mit belohnenden, positiven Emotionen ist ein Prozess, den die Kinder am ehesten durch direkte Kommunikation mit geliebten Mitmenschen erleben. Die wachsende Zahl der in der digitalen Welt verbrachten Tagesstunden raubt den Kindern die Möglichkeit, zu lernen, wie man Schwierig-

keiten und Frustrationen überwindet. Die Kraft des Durchkämpfens wird ihnen gewissermassen abtrainiert. Die gezielte suchterzeugende Kraft der Social Media macht es den Kindern und den Eltern sehr schwer, die Zeit in der digitalen Welt zu beschränken. Das kennen fast alle Eltern.

Das Problem des verfrühten Einführens von Social Media und Digitalisierung in das kindliche Leben besteht nicht nur in der Überforderung durch die Konfrontation mit Gewalt und Pornografie. Nicht das Fehlen der Vermittlung moralischer Werte steht meiner Ansicht nach im Vordergrund, sondern der Zwang, sich selber zu verkaufen. Wer nicht mitmacht, bleibt ausgeschlossen aus dieser unwirklichen, eben digitalen Gesellschaft. Die sozialen Medien vermitteln den Kindern einen Wettbewerb ohne Grenzen und ohne Sinn. Anstatt die wichtigen Lebensfertigkeiten zu trainieren, entwickeln Kinder narzisstische Eigenschaften und Erwartungen, die später zu Frustration und Depression führen können. Wie man auf einen Baum klettert, lässt sich im Sitzen vor dem Bildschirm nicht erlernen.

Für mich besteht der Erziehungsauftrag der Eltern darin, unaufhörlich ihre Kinder zu motivieren und zu lehren, Dinge zu tun, die sie eigentlich nicht tun wollen. Das Teilen mit den Geschwistern beispielsweise widerstrebt unserem als Egoisten geborenen Nachwuchs. Ein Kind ist emotional nicht davon überzeugt, dass es teilen oder Zähne putzen soll. Aber vieles bekommt einen emotionalen Sinn für das Kind, wenn es dadurch etwas aus Liebe zu seinen Eltern machen kann und von ihnen mit noch mehr Liebe belohnt wird. Das macht die Familie zu dem geeignetsten Ort, wo die Kinder die gesellschaftlichen Werte auf emotionalem Weg lernen können. Auch die Lehrer müssen ständig unangenehme Aufgaben von Kindern einfordern und nach Möglichkeiten

Wie man auf einen Baum klettert, lässt sich im Sitzen vor dem Bildschirm nicht erlernen.

suchen, wie man die Kinder motiviert, sich selber zu überwinden und dabei positive Emotionen zu entwickeln (wie der Stolz auf den eigenen Willen oder die Freude über eine erledigte sinnvolle Aufgabe). Das alles lernt man nur in komplexer emotionaler Umgebung und nicht in einer digitalen Welt mit schnellen und einfachen Lösungen.

Ich frage mich, was die sozialen Medien auf längere Sicht aus uns Menschen machen. Während einer langen Evolutionszeit und durch ständige Herausforderungen entwickelten die Menschen emotionale, physische und intellektuelle Eigenschaften, die heute sehr schnell mit leichtem und sinnlosem digi-

talem Leben abtrainiert werden können. Die grösste Gefahr kommt meiner Meinung nach von der Sinnlosigkeit, mit der Social Media Menschen, besonders Kinder, heute ausfüllen. Was macht das aus Menschen? Werden viele zu widerstandsunfähigen und gleichgültigen Robotern degenerieren? Was wird diesen Menschen die Kraft geben, nicht aufzugeben? Welches sind die Leader von morgen, die ihre Mitmenschen noch zu ausserordentlichen Leistungen zu motivieren vermögen? Wie sehen die Auswirkungen für unseren gesellschaftlichen Zusammenhalt, für das Funktionieren unserer Demokratie aus, wenn die Menschen nicht mehr die Fähigkeiten besitzen, einander zu verstehen und freiwillig miteinander zu teilen? Wie steht es dann um die Anfälligkeit auf Diktatoren? Was tun wir, wenn grosse Teile der Bevölkerung unproduktiv werden, weil die digitale Welt ihre Kompetenzen stark reduziert, ihren Lebenssinn geraubt und ihren Bezug zur Wirklichkeit zerstört hat?

Brücke zwischen den Generationen

Eine gute Schule muss von Anfang an vermitteln, dass das Leben eine ständige Herausforderung, eine unaufhörliche Selbstüberwindung bedeutet. Sie muss aufzeigen, dass Menschen diese Aufgabe bewältigen können, ohne die Lebenslust zu verlernen. Denn die innere Befriedigung nach dem Lösen einer sinn-

vollen Aufgabe ist umso grösser, je schwieriger diese Aufgabe war. Um das zu lernen, brauchen Kinder die richtige Umgebung und genügend Zeit. Zu diesem Zweck sollten Kinder ihre IT-Geräte während des Schultages nicht dabei haben, damit sie mehrere Stunden pro Tag auf sich selber gestellt werden – ohne die Möglichkeit, sich hinter dem Bildschirm zu verstecken oder die Bedürfnisse der Mitschüler zu ignorieren.

Ein Nichtbenutzen während einer Lektion genügt nicht, da dann alle Gedanken auf das Handy in der Tasche und dessen neueste Nachrichten ausgerichtet sind. Auch die Eltern müssen den schwierigen, weitgehend nicht digitalisierten Weg gehen, sonst verlieren sie den emotionalen Zugang zu ihren Kindern. Die Lehrer können mithelfen, die emotionale Verbindung zwischen Kindern und Eltern zu unterstützen. Etwa durch Projekte, in denen die Kinder das Leben und die Bedürfnisse ihrer Eltern erforschen müssen. So können die Lehrer einen Dialog zwischen Kindern und ihren Eltern in Gang setzen, der als Brücke zwischen den Generationen dienen, Lebenssinn geben und vor Einsamkeit schützen kann.

Die künstliche Welt der Digitalisierung verhindert die Verbindung zwischen Kindern und ihrer wirklichen Umwelt. Die Folge ist oft genug die trostlose soziale Isolation. Kein Wunder, hat die Weltgesundheitsorganisation im November die Einsamkeit zum globalen Gesundheits-

problem erklärt. Einsame Menschen leiden unter einem höheren Risiko, schwer zu erkranken, von Schlaganfällen über Angststörungen bis zu Demenz, Depression und Suizidalität.

Ich bin fest überzeugt, dass der Menschheit gedient wäre, wenn die Jugend bis zum 16. Altersjahr keine sozialen Medien konsumieren würde, so wie sie erst ab einem bestimmten Alter das Autofahren praktizieren darf. Zumindest die Schule müsste die Digitalisierung auf das absolut notwendige Mini-

Eine gute Schule muss vermitteln, dass das Leben eine unaufhörliche Selbstüberwindung bedeutet.

mum beschränken und stattdessen wieder vermehrt menschliche Kontakte voll ausschöpfen. Dasselbe gilt für Familien. Einfache Mobiltelefone wie von Nokia könnten die Erreichbarkeit gewährleisten. Es wäre ein wahrer Akt der Befreiung, die Kinder von der Scheinwelt in die reale menschliche und familienbezogene Welt zurückzuführen. Davon muss die Gesellschaft allerdings zuerst überzeugt werden. Ein kleiner Anfang könnte darin bestehen, dass bekannte Influencer, Sportler, Sänger und Schauspieler über ihre Eltern, Geschwister und Familien-erlebnisse als Quelle der positiven Emotionen öffentlich sprechen würden.

Am World Economic Forum im Januar werden wir in Davos mit internationalen Experten über die Folgen der wachsenden Digitalisierung und des Social-Media-Gebrauchs für Kinder sprechen. Das Problem treibt mittlerweile auch die Chefs grosser Unternehmen um, da mehr und mehr junge Spezialisten für den Arbeitsstress die nötige emotionale Widerstandsfähigkeit nicht mehr mitbringen. Auch die reduzierte Fähigkeit von Jugendlichen, sich lange zu konzentrieren und selbständig komplexe Analysen durchzuführen, beginnt der Arbeitswelt Sorgen zu machen.

Das sind alles Zeichen einer neuen, beunruhigenden menschlichen Mentalität. Sie ist die direkte Folge einer digitalisierten Kindheit. Wir sprechen jeden Tag über den Klimawandel und welche tragischen Folgen dieser auf unsere Zukunft haben wird. Es wäre für mich ein Traum, wenn sich jede Firma und jeder Mensch mit den latenten Gefahren des «Menschenwandels» genauso intensiv auseinandersetzen würde. Denn wir möchten auch in Zukunft keine ferngesteuerten Roboter heranbilden, sondern empathische, selbständige und widerstandsfähige Menschen, die mit beiden Beinen in der Lebenswirklichkeit stehen und die unzähligen Herausforderungen ihres Alltags meistern können.

Margarita Louis-Dreyfus ist Unternehmerin und Mutter von fünf Kindern.



Leben als ständige Herausforderung: Autorin Louis-Dreyfus.

Laster, Tugend und Vorsätze

Das Schubidubidu-Ding, wie ich es nenne – schwierig gerade.



Baby, echte Männer gehen nicht ins Fitnessstudio.

Das mit den Vorsätzen ist auch schon wieder ein paar Tage her. Vielleicht ist es auch schon vorbei, ich bin mir nicht ganz sicher. Viel habe ich mir nicht vorgenommen, ich kenne mich inzwischen ein wenig, im Grunde waren es nur zwei Dinge, etwas Kleines und etwas Grosses. Das eine ist, oder war, den Daseinzustand einer gelassenen Heiterkeit, eines fröhlichen Fatalismus dauerhaft zu verinnerlichen. Das andere ist, oder war, Hanteltraining und Liegestütze.

Das Schubidubidu-Ding, schwierig gerade. Der mich begleitende Weltschmerz sitzt doch tief, und wahrscheinlich brauche ich das Gefühl einer existenziellen Melancholie, um die Welt zu ertragen. Gerne, natürlich, würde ich sie lieber umarmen und mit ihr tanzen, einen Slow-Fox vielleicht, aber die Welt und ich haben ein paar Probleme, einen gemeinsamen Takt zu finden.

Hinzu kommt: Januar. Ich mag ihn grundsätzlich, weil er ein bisschen ist wie Winterschlaf. Man kommt da üppig gesättigt und mit Speckröllchen hinein, bar jedes Hungergefühls fast, man lässt halb die Läden seiner Höhle herunter, legt sich hin und begibt sich in einen statischen Dämmerzustand, dessen einziges Flimmern jenes des Fernsehers, und dessen einziges Geräusch das «Dong» von Netflix ist.

Danach versinkt man in fremde Welten, in denen Menschen die Welt retten, sich selbst, in denen sie verzweifeln, hadern, stolpern, an die Liebe glauben, während man selbst nur Zu-

schauer all jener Tragödien ist, die in einem Leben unterkommen können. So angenehm weltfern könnte der Januar sein.

Was den dösen Januar-Fluss beeinträchtigt, sind die Vorsätze. Diese aus den Tiefen des Sumpfes des schlechten Gewissen stammenden Intentionen, diese einermassen dubiosen Schuldgefühle sich selbst gegenüber, diese Versuche jedes Jahr, mit Lastern aufzuhören und sich einer Tugend hinzuwenden, im Wissen, dass ein anständiges Laster viel mehr Satisfaktion bereithält als eine halbbatzig gelebte Tugend. Ob eine anständig gelebte Tugend mehr Befriedigung bereithält als ein halbbatzig gelebtes Laster, vermag ich nicht zu sagen.

Natürlich sind Vorsätze insofern existenziell, als dass sie uns in unserem auch existenziellen Drang bremsen, stets individuelle Schlaraffenländer zu schaffen, in denen es wie in einem Comic Wein regnet und alle essbaren Tiere schon gegrillt oder gekocht umherlaufen, und zwar in Richtung des eigenen Tellers. Das mag jetzt als Erlösungs-Metapher für das Menschsein in unseren Breitengraden übertrieben sein, aber ein wenig zumindest sind wir alle nicht davon gezeit. Vielleicht sind Vorsätze der letzte Kampf gegen das, was man den inneren Schweinehund nennt.

Die Causa mit den Hanteln und den Liegestützen klappt noch. Ansatzweise zumindest,

weil ich mir im Vorsatzwahn die Ziele zu hochgesteckt habe. Bei solchen Kraftsachen überschätze ich mich dauernd, es ist schwer zu sagen weshalb. Narzissmus vielleicht, Realitätsstörung der eigenen Wahrnehmung sowieso.

Meine Lebenspartnerin sagt, ich solle in meinem Alter – du bist keine 20 mehr und so weiter – das professionell angehen, im Fitnessstudio, mit Personaltrainer, sonst würds wieder so ausgehen wie Ende Oktober, ein bisschen Volleyball samt Macho-Posing mit einem Achtjährigen, und dann ist die Sehne futsch. Baby, antwortete ich, echte Männer gehen nicht ins Fitnessstudio, das wäre in etwa so, wie wenn ein Cowboy älteren Damen in einer Reithalle Unterricht geben würde und dabei noch lächeln müsste.

Wahrscheinlich habe ich mich bei den Hanteln überschätzt, weil ich es geschafft habe, den gesamten Hantelkoffer, 30 Kilo, ins Auto zu schleppen, wenn auch nur knapp. Das war, wenn ich es mir überlege, das bisher einzige Erfolgserlebnis mit der Hantel. Was ich aufstecke, lächerlich, finde ich, links 7,5 Kilo, rechts auch, ich mache 20er-Repetitionen, Bizeps, Trizeps, Brust, Schulter, Latissimus. Ich trage seit ein paar Tagen eine neue Krankheit mit mir herum, sie heisst Muskelkater. Ich schreib in einem halben Jahr wieder darüber, ob ich dann durch die Vorsätze in der Lage bin, die Welt besser zu ertragen.

Sag, wie hast du's mit der AfD?

Offiziell ist die Alternative für Deutschland unberührbar.

In Wahrheit ist sie längst Dreh- und Angelpunkt der deutschen Politik.

Offiziell ist sie unberührbar, liegt sie jenseits der Brandmauer, werden ihre Parteikader im öffentlichen Rundfunk nicht eingeladen, bekommt im Bundestag auch Posten, die ihr zustehen, nicht, wird beobachtet und regional vom Verfassungsschutz als «gesichert rechtsextrem» eingestuft (was zumindest ein wenig erstaunt, weil man bislang davon ausging, dass deutsche Behörden grundsätzlich mit «gesicherten» Erkenntnissen operieren).

In Wahrheit jedoch ist die Alternative für Deutschland (AfD) 2024 längst der zentrale Dreh- und Angelpunkt der deutschen Politik.

Ampelparteien verdampfen

Das liegt nicht nur an den Umfragerwerten der AfD, die derzeit bundesweit bei 23 Prozent liegen, in den ostdeutschen Ländern – gemäss Meinungsforschungsinstitut Insa – zum Teil deutlich oberhalb der 30-Prozent-Marke, so dass kühne Strategen das AfD-Blau schon im Lichte einer absoluten Mehrheit in Sachsen oder Thüringen erstrahlen sehen. Doch Umfragerwerte sind flüchtig und noch längst keine Stimmen oder Mandate, auch wenn das jetzige Hoch schon erstaunlich lange anhält.

Aber die AfD wirkt nicht nur entlang der Säulen von Sonntagsumfragen, sondern längst auch in der Tiefe der Wählerwanderungen. So hat etwa die Union (zurzeit bei 32 Prozent) ein Potenzial von weiteren 18 Prozent, die sich immerhin vorstellen könnten, CDU/CSU zu wählen. Von diesem Potenzial kommen allein 6 Prozentpunkte von den Anhängern der AfD.

Das ist bemerkenswert, weil es den Rückschluss zulässt, dass diese AfD-Wähler durchaus geneigt wären, der Union ihre Stimme zu geben, wenn diese denn eine Option auf ein Bündnis hätte, das einen grundlegenden Politikwechsel zumindest erhoffen lässt.

Mit anderen Worten: Mit ihrer harten Abgrenzung und dem Brandmauer-Mantra vergrault die Union Wähler, die der Bundespolitik bürgerlich Kontra geben wollen, aber realis-



Heiter, immer weiter: Alice Weidel, Tino Chrupalla.

tisch genug sind, um zu wissen, dass die Union mit dieser Strategie zwingend wieder in einem Linksbündnis landet, von dem man die Nase gestrichen voll hat.

Doch diese Rechnung gilt auch in die Gegenrichtung: Die AfD hat ein Potenzial von weiteren 8 Prozent, die sich vorstellen könnten, Blau zu wählen. Mehr als die Hälfte von diesem zusätzlichen Potenzial (55 Prozent) liegt bei Wählern der Union.

Während also die mehr und mehr in Panik geratenden Ampelparteien im Osten geradezu verdampfen (SPD: 3 Prozent, FDP: 1 Prozent, Wahlumfrage in Sachsen) und sich in Verbotsfantasien gegenüber der AfD und immer harscherer Rhetorik ergehen, lautet die Gretchenfrage («Faust. Der Tragödie erster Teil») der deutschen Politik längst: Sag, wie hast du's mit der AfD? Die AfD ist der inhaltliche Massstab für den gewünschten Politikwechsel geworden, und wer sie für unberührbar erklärt, gilt in den Augen von immer mehr Wählern als Stütze des Weiter-so.

«Ein Teil der Wähler hat sich auf die Wanderung nach rechts gemacht», analysierte ein

Strategie aus der CSU-Führung schon im vergangenen Sommer. «Nicht weil sie dahin wollen, sondern weil sie es mit den anderen partout nicht mehr aushalten. Entscheidend wird sein, wie viele sich auf die Wanderung begeben und ob für uns noch etwas übrig bleibt.»

Denn das Dilemma der Union besteht darin, dass ihr ein grimmiger Auftritt als Wut- und Wechsel-Partei nach sechzehn Jahren Merkel-Kanzlerschaft niemand mehr abnimmt. Und so hofft man denn, dass am bürgerlichen Wartehäuschen genügend Leute stehen bleiben, mit denen man noch etwas gewinnen kann.

Ein Hauch von Unregierbarkeit

Und so kann sich denn die AfD im heraufziehenden Jahr 2024 genüsslich zurücklehnen. Die möglichen Verbündeten schiessen sich selbst aus dem Rennen. Die FDP ruiniert sich in der Ampel, die Union bleibt mit ihrer Abgrenzung im Gefängnis von Linksbündnissen, mit denen sie den Beweis nicht wird antreten können, dass sie hart umsteuern will und kann.

bleiben die bereits angekündigten Neugründungen, die es erst einmal schaffen müssen, so überzeugend – und dabei kultivierter, moderater – zu sein, um den Leuten klarzumachen, dass es sich lohnt, sie über die 5-Prozent-Hürde zu hieven und dann darauf zu hoffen, dass im Farbenspiel neuer Koalitionen sich etwas zum Besseren oder wenigstens zum Anderen wendet.

Am Anfang des Jahres 2024 hängt ein Hauch von Unregierbarkeit in der Luft. Aber heiter, immer weiter.

Ralf Schuler ist Politikchef des Nachrichtenportals NIOUS und betreibt den Interviewkanal «Schuler! Fragen, was ist?» auf Youtube. Sein neues Buch «Generation Gleichschritt. Wie das Mitlaufen zum Volkssport wurde» ist bei Fontis (Basel) erschienen.

2024 – Jahr des Politikwechsels: Seite 23

Liebe Bauern

Es ist so weit. Für zwei Wochen wollt ihr das Land lahmlegen und schliesslich nach Berlin ziehen. Ich bin auf eurer Seite.

Ihr habt alles Recht der Welt, gegen die Abgabenlasten, die euch unsere stümpernde und ideologisch durchaus böswillige Regierung auferlegt, auf die Strasse zu gehen. Euer Verbandspräsident hat recht, wenn er sagt, dass sich das Land entscheiden muss, ob es sich von der eigenen Scholle weiter ernähren will und kann.

Seit ich hier an die Ostseeküste ins Angelland gezogen bin, sehe ich mit eigenen Augen, wie hart ihr schuftet. Mein Garten grenzt an ein Feld. Dort sehe ich auch, wie schön die Schöpfung ist und wie ihr dafür sorgt, dass wir Brot und Fleisch auf dem Tisch haben.

Ich sehe das zarte Grün der Halme im Frühjahr, sehe die wogenden Weizenfelder im Sommer, sehe und höre die riesigen Maschinen



Ihr seid der Bauch des Volkes:
Protestaktion in Berlin im vergangenen Dezember.

hinter unserer Haselnushecke, wenn ihr mit euren Maschinen die Ernte einbringt.

Allerdings geht es euch an den Kragen. Zehntausend Schweinemastbetriebe haben unter Rot-Grün Konkurs angemeldet.

Im Moment ruht das Feld unter einer weissen Schneedecke, die Natur sammelt Kraft. Weite Wiesen der Umgebung stehen unter Wasser. Die Regierung ruft den Notstand aus, allerdings nicht, um zu helfen – die Mittel für den Katastrophenschutz hat sie gerade gekürzt. Dafür

schiebt sie, anders als Frankreich, Italien oder die USA, acht Milliarden Euro für Waffen in die Ukraine.

Der Kanzler wird auf Fototerminen mit «Verbrecher»-Rufen empfangen. Eine Fähre mit Robert Habeck an Bord wurde gestürmt.

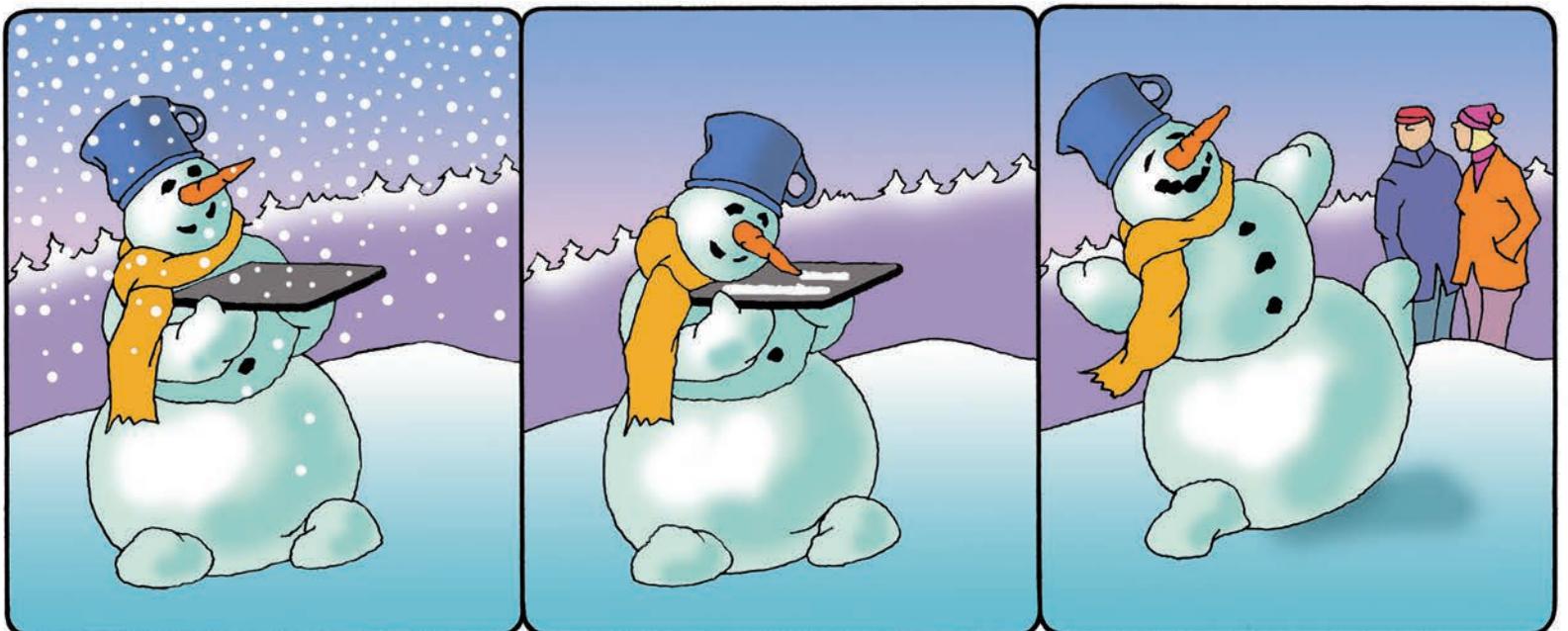
Liebe Bauern, ihr seid der Bauch des Volkes und gleichzeitig die Avantgarde.

Mit euch streiken Spediteure, Lokführer, Restaurantbetreiber und viele andere, die den Spuk dieser Ampelregierung beenden wollen. Bauernaufstände haben Tradition. Nach der Französischen Revolution waren es die Bauern der Vendée, die sich gegen die rasenden Jakobiner stellten und Tradition und Glauben verteidigten.

Liebe Bauern, bleibt standhaft. Leistet Widerstand. Ich wünsche euch Erfolg!

Euer Matthias Matussek

BARTAK





INSIDE WASHINGTON

Schützenhilfe der schwarzen Roben

Pünktlich zu Weihnachten fällten vier von den Demokraten ernannte Richter des Obersten Gerichtshofs von Colorado das schockierende Urteil, dass der ehemalige Präsident Donald Trump gemäss der Aufstandsklausel der Verfassung der Vereinigten Staaten aus der Zeit des Bürgerkriegs nicht berechtigt sei, auf dem Wahlzettel für die Vorwahlen in Colorado zu erscheinen. Die Entscheidung wurde bis auf weiteres aufgeschoben, der Oberste Gerichtshof befasst sich derzeit mit dem Thema.

Die Schützenhilfe der schwarzen Roben aus dem blauen – demokratischen – Bundesstaat löst im Weissen Haus indessen keine Freude aus. Unmittelbar nach der überraschenden Entscheidung berichtete NBC News, dass hochrangige Beamte der Biden-Regierung und des Wahlkampfteams «stinksauer» seien. Laut einer Quelle befürchteten die Biden-Leute, dass das beispiellose Dekret den Eindruck erweckt, als würde Colorado versuchen, die Wahlen durch nichtgewählte, von den Demokraten ernannte Richter zu beeinflussen, die von «zweilichtigen linken Spendern» finanziert werden. «Wir alle hoffen, dass Biden bald aufwacht und eine A3-Story im *Delaware News Journal* liest, in der steht, dass der Oberste Gerichtshof mit 9:0 zugunsten von Trump entschieden hat.»

Stattdessen hat die oberste Wahlbeamtin von Maine, eine Demokratin, ihr eigenes Trump-Verbot für den Bundesstaat erlassen. Und es wird erwartet, dass sich als Nächstes auch das höchste Gericht von Oregon mit dem Thema befassen wird.

Der ehemalige Wahlkampfberater von Obama, David Axelrod, hat «sehr, sehr starke Vorbehalte gegenüber alledem». Der CNN-Guru warnt: «Es würde das Land zerreißen, wenn [Trump] tatsächlich daran gehindert würde zu kandidieren, weil Millionen von Menschen für ihn stimmen wollen.»

Amy Holmes

PERSONENKONTROLLE

Schröder, Putin, Sarkozy, Orbán, Ndayishimiye, Wegner, Charles III., Scholz, Xi, Biden, Pavel, Havel, Scheuer, Saluschnyj, Martyniuk

Gerhard Schröder, Aussätziger, konnte sich über einen prominenten Neujahrsgross freuen. Der von seiner eigenen SPD gemiedene Ex-Kanzler stand auf der kurzen Grussliste von Kremlchef **Wladimir Putin**. Zu den anderen Glücklichen zählten Frankreichs Ex-Präsident **Nicolas Sarkozy** und Ungarns Premier **Viktor Orbán**.

Évariste Ndayishimiye, Hetero, dürfte nicht zur Ikone der LGBT-Community werden. Schwule sollten gesteint werden, meinte Burundis Staatspräsident. Reiche Gebernationen in Europa könnten ihr Geld behalten, wenn sie Afrikanern Rechte für Homosexuelle aufzwingen wollten.

Kai Wegner, Schürzenjäger, hat eine Neue. Kurz vor Weihnachten trennte sich Berlins Regierender Bürgermeister von seiner Partnerin, mit der er zwei Kinder hat. Wegen ihr war vor acht Jahren Wegners Ehe zerbrochen. Jetzt hat er mit seiner Bildungssenatorin angebandelt.

Charles III., Waldkönig, reisst keine Bäume aus. Seine Weihnachtsansprache hielt der britische König vor einem Christbaum, der in einem Topf steckte und erneut genutzt werden kann. Auch der Schmuck war nachhaltig. Zu sehen waren unter anderem getrocknete Orangenscheiben und Tannenzapfen.

Olaf Scholz, Kanzlerschlumpf, hielt es noch nachhaltiger. Der Kanzler verriet, dass er überhaupt keinen Christbaum habe – «und deshalb schmücke ich ihn auch nicht». Er fährt lieber in die Ferien.

Xi Jinping, roter Kaiser, hat US-Präsident **Joe Biden** reinen Wein eingeschenkt. Bei einem Treffen teilte Chinas Staatschef seinem US-Kollegen unverblümt mit, dass sich Peking Taiwan einverleiben werde. Nur der Zeitpunkt sei noch nicht festgelegt. «Vorzugsweise» solle die Übernahme friedlich stattfinden.

Petr Pavel, Frauenschwarm, verweist mit zwei First Ladies. Zum Staatsbesuch in Frankreich nahm Tschechiens gutaussehender Präsident

nicht nur die eigene Ehefrau Eva, sondern auch die Witwe von Ex-Staatschef **Václav Havel** mit. Sie enthüllte eine Gedenkbank für ihren Mann.

Andreas Scheuer, Glückspilz, wird nicht verarmen. Der ehemalige deutsche Verkehrsminister muss nun doch nicht persönlich für den Millionenschaden aus Plänen für eine gescheiterte Pkw-Maut aufkommen. Er sei aber politisch verantwortlich, hiess es.

Walerij Saluschnyj, Krieger, hat sich von «freiwilligen» Beratern getrennt. Grund war ein Youtube-Video von **Alla Martyniuk**, die den ukrainischen Oberkommandierenden beriet. Darin hatte sie besorgten Soldatenmüttern Hysterie vorgeworfen. «Wir alle sterben einmal», sagte sie. «Aber das Leben würdig zu verlassen, ist besser, als von einem Ziegelstein auf der Strasse erschlagen zu werden.»

Zusammengestellt von Wolfgang Koydl

Liebe ist...



... jeden Tag "Ich liebe dich" zu sagen und es auch zu meinen.

SPD im Panik-Modus

Olaf Scholz und den Sozialdemokraten drohen neue, noch unbekannte Desaster in der Wahlkabine.



Die SPD hat es derzeit schwer. Der wortkarge Kanzler Olaf Scholz ist unbeliebter als jeder seiner Vorgänger, in den bundesweiten Umfragen liegt seine Partei bei 14 bis 15 Prozent. Mit 32 Prozent ist ihr die CDU/CSU unter Friedrich Merz weit enteilt. Die Wirtschaft stagniert, die Arbeitslosigkeit steigt, der Bundeshaushalt für 2024 ist noch nicht wirksam beschlossen, und bei den geplanten Einsparungen zur Einhaltung der Schuldenbremse hat sich die Regierung gehörig verheddert: Kaufprämien für E-Autos wird es nicht mehr geben, die Finanzierung der Schieneninfrastruktur hängt in der Luft, und die Bauern machen mit Traktoren vor dem Brandenburger Tor mobil gegen die Kürzung der Dieselbeihilfen.

Das alles könnte man mit viel gutem Willen noch als halbwegs normales Regierungsgeschäft in schwieriger Zeit betrachten. Der eigentliche Albtraum, der die SPD stärker bedroht als jede andere Partei, ist dagegen der anscheinend unaufhaltsame und nach der Bundestagswahl 2021 auch ganz unerwartete Aufstieg der AfD. Sie bleibt nicht in einem 10-Prozent-Turm eingesperrt, wie sich viele erhofft hatten, auch eine Haltelinie bei rund 20 Prozent der Wählerstimmen scheint es nicht ohne weiteres zu geben. In nahezu allen bundesweiten Umfragen liegt sie gegenwärtig bei 21 bis 23 Prozent, und für die drei ostdeutschen Landtagswahlen, die im Herbst 2024 anstehen, pendeln die momentanen Wahlabsichten zwischen 27 Prozent (Brandenburg) und 35 Prozent (Sachsen).

Es ist zwar bis jetzt weitgehend gelungen, eine politisch-moralische Brandmauer rund um die

AfD zu ziehen. So wird der AfD-Fraktion immer noch ein Vizepräsidentenamt im Deutschen Bundestag verweigert, während die jüngst aufgelöste Fraktion der Linkspartei weiterhin durch Petra Pau im Bundestagspräsidium vertreten ist. Das sind aber kleinliche Pyrrhussiege der politischen Korrektheit. Es gelingt nämlich immer weniger, auch eine politische Brandmauer um jene Themen zu ziehen, mit denen die AfD Zustimmung gewinnt. Das sind vor allem die Fragen von Migration, Asyl, Islam, Überdehnung des Sozialstaats und Kriminalität unter Zuwanderern.

Zu Zeiten von Angela Merkel hatte die Union an dieser Tabuisierung von Themen noch kräftig mitgearbeitet. Bezeichnend war der Ausspruch der Bundeskanzlerin Merkel von September 2015, mit dem sie ganz Deutschland moralisch unter Druck setzte: «Ich muss ganz ehrlich sagen, wenn wir jetzt anfangen, uns noch entschuldigen zu müssen dafür, dass wir in Notsituationen ein freundliches Gesicht zeigen, dann ist das nicht mein Land.» Sie unterband damit weitgehend erfolgreich jede abwägende Diskussion über die Folgen und Nebenwirkungen ihrer Flüchtlingspolitik. Und genau dies möchte jetzt die SPD-Vorsitzende Saskia Esken auch dem CDU-Chef Friedrich Merz vorschreiben, indem sie ihm Begriffe wie «kleine Paschas» oder «Sozialtourismus» als moralische Fehlgriffe und «brandgefährliche» Anbiederung an AfD-Themen ankreidet.

Weitsichtige Führungspersonen in der Union wissen natürlich: Wenn es der CDU/CSU nicht

gelingt, in grossem Umfang Wähler der AfD zurückzugewinnen, dann werden parlamentarische Mehrheiten in Deutschland, die die AfD ausgrenzen, immer nur gemeinsam mit

Verhältnisse wie in Frankreich oder Schweden lassen grüssen, wenn die Politik nicht energisch umsteuert.

SPD oder Grünen möglich sein. Die Union als Regierungspartei wäre so auf unabsehbare Zeit in der babylonischen Gefangenschaft von linken Parteien. Und genau dort möchten SPD und Grüne sie platzieren. Für die CDU/CSU könnte dies zu einer lebensgefährlichen Falle werden. Sie kann ihr nur entrinnen, wenn sie selbst in Sachen Migration und Zuwanderung zu einer Positionierung gelangt, die realistisch und zukunfts offen ist und unerwünschte Migration wirksam steuert und begrenzt. So – und nur so – könnte es ihr auch gelingen, in grösserem Umfang Wähler der AfD zurückzugewinnen.

Die SPD dagegen steuert, wenn sie dem fatalen Kurs von Saskia Esken weiter folgt, neue, noch unbekannte Desaster in der Wahlkabine an: Deutschland überfordert sich materiell und moralisch. Multikulti ist gescheitert, und die fortschreitende Islamisierung ganzer Stadtviertel wird zu einer wachsenden Gefahr. Verhältnisse wie in Frankreich oder Schweden lassen grüssen, wenn die Politik nicht energisch umsteuert. Es bleibt zu hoffen, dass sich diese Erkenntnisse in der gegenwärtigen Führung der Union noch stärker verankern und auch praktische Konsequenzen bewirken.

«Putin ist nicht unberechenbar»

Gabriele Krone-Schmalz zählt zu den renommiertesten Russland-Kennerinnen Deutschlands. Hier spricht die langjährige Moskau-Korrespondentin über Wege zum Frieden in der Ukraine. Die Behauptung, Wladimir Putin sei ein neuer Hitler, hält sie für eine Unverschämtheit.

Roman Zeller

Gabriele Krone-Schmalz ist die wohl führende Russlandexpertin im deutschsprachigen Raum. Von 1987 bis 1991 berichtete die heute 74-jährige Journalistin als ARD-Korrespondentin aus Moskau, schrieb mehrere Bücher über Russland, 2008 erhielt sie die Puschkin-Medaille für ihre Verdienste um die deutsch-russischen Beziehungen.

Weltwoche: Frau Krone-Schmalz, soeben haben Sie den Löwenherz-Friedenspreis gewonnen, wie zuvor der Dalai Lama oder Michail Gorbatschow. Herzliche Gratulation! Wie ist es, in einer solchen Ahnenreihe zu stehen?

Gabriele Krone-Schmalz: Ich habe mich unglaublich gefreut. Ich habe auch eine Weile überlegt, ob das wirklich stimmt. Und ich muss sagen, ich empfinde diesen Preis auch als eine Art Ermutigung, als Verpflichtung, die Arbeit, die ich bisher gemacht habe, so weiterzuführen.

Weltwoche: Sie setzen sich für den Frieden ein, sprachen an der Friedensdemonstration am Brandenburger Tor, neben Sahra Wagenknecht. Wie lautet Ihre zentrale Botschaft?

Krone-Schmalz: Ich habe mir lange überlegt, ob ich da mitmache. Und ob ich auch was sage. Eigentlich finde ich es richtig, dass sich Journalisten eher zurückhalten. Aber in diesen Zeiten kann man sich Zurückhaltung nicht mehr leisten. Da gehört es dazu, dass man als mündiger Staatsbürger

Verantwortung übernimmt. Ich versuche, dazu aufzurufen, das Denken umzustellen, weg von dieser Kriegsplanerei – immer nur über Waffenkategorien zu diskutieren und darüber, was man sonst noch braucht, damit die Ukraine gewinnt. Wir sind in einer Situation, da kann niemand mehr gewinnen. Von daher geht es darum, dass man über politische Pläne nachdenkt, ohne dass man Menschen von vornherein ausgrenzt oder ihnen irgendwelche Etikettierungen anhängt.

Köln

Weltwoche: Welche Exit-Strategie würden Sie vorschlagen, um diesen Krieg zu beenden?

Krone-Schmalz: Das ist die Hundert-Milliarden-Euro-Frage. Aber es gibt ja Menschen, die sich darüber Gedanken gemacht haben, es gibt Pläne, wie man anfangen könnte. Fakt ist, dass man miteinander reden muss. Ganz klar. Was ich unverschämt finde, ist, dass Entscheidungsträger in Deutschland sagen: Putin will ja gar nicht verhandeln. Woher nehmen die das? Es gibt genügend Äusserungen und Signale in die völlig andere Richtung. Es ist auch klar, welche Interessen eine Rolle spielen. Also warum setzt man sich nicht zusammen und sagt: «So und so und so muss es jetzt laufen.»

Weltwoche: Wie beurteilen Sie die Lage?

Krone-Schmalz: Nach meinen Informationen, ich sage es mal flapsig, pfeift die Ukraine auf dem letzten Loch. Sie hat selbst mit westlicher Hilfe keine Chance gegen Russlands Power. Wir stecken in einem Stellungskrieg, einem «Abnutzungskrieg», wie ihn manche nennen, ein fürchterlicher Begriff. Wo soll das hinführen? Im Prinzip werden weiter Menschen verheizt, ohne dass es zu einer Entscheidung kommen könnte. Selbst wenn man davon ausginge, was ich nicht tue, dass einer diesen Krieg gewinnt, was hiesse das dann politisch? Was

würde es politisch bedeuten, wenn Russland verliert? Russland ist in unserer Nachbarschaft, wir müssen in irgendeiner Form mit diesem Land klarkommen, ganz gleich, wer es regiert.

Weltwoche: Wie gefährlich ist die Situation?

Krone-Schmalz: Sehr gefährlich. Russland ist eine Atommacht. Anfang der 1960er Jahre gab es die sogenannte Kubakrise, wobei Krise der falsche Begriff ist. Es war eine Katastrophe; ein Riesenglück, dass es nicht weiter eskaliert

ist. Der damalige amerikanische Präsident John F. Kennedy hat danach gesagt: «Wenn ich eines daraus gelernt habe, dann, dass man eine Atommacht nicht in die Enge treiben darf.» Dinge wie Gesichtsverlust spielen ja auch eine Rolle.

«Ich versuche, dazu aufzurufen, das Denken umzustellen, weg von dieser Kriegsplanerei.»

Es wäre nicht die erste Situation, in der es eskaliert, eben weil man keine Schwäche zeigen will oder weil man Stärke beweisen muss.

Weltwoche: Sprechen wir über Russland. Was will Wladimir Putin? Ist er dieser unberechenbare Herrscher, der neue Hitler, zu dem er von den Medien gemacht wird?

Krone-Schmalz: Ich greife mal den Begriff «Hitler» auf. Das finde ich eine Taktlosigkeit. Eine Unverschämtheit. Unsagbar. Ich kann Ihnen nicht sagen, wie Herr Putin denkt. Ich kann Ihnen nur meine über Jahrzehnte getätigten Recherchen aufbereiten. Es geht um eine grundsätzliche Frage: Ist Russlands Interesse mit expansionistischen Gedanken verbunden? Im Sinne von: heute die Ukraine, übermorgen Berlin? Oder hat es mit Sicherheitspolitik zu tun? Wenn man sowohl Putins Äusserungen analysiert, die Politik, die er bisher betrieben hat, nicht zuletzt in seiner ersten Amtszeit, spricht sehr viel dafür, dass sein Handeln mit der fehlenden Sicherheitsarchitektur zu tun hat. Nicht nur die baltischen Staaten und Polen haben historisch erklärable Ängste, sondern auch Russland, dafür muss man nur einen Blick auf die Landkarte und in die Geschichte werfen. Ich mache der EU einen Vorwurf, dass sie nicht erkannt hat, wie wichtig es gewesen wäre, diese jeweils verständlichen Ängste als Basis für eine Politik zu nehmen, die Interessenausgleich zum Ziel hat. Stattdessen hat man immer mehr denjenigen Ländern das Wort überlassen, die mit Moskau noch offene Rechnungen haben. Man muss doch sehen, wie sehr wir eine funktionierende Sicherheitsarchitektur auf dem eurasischen Kontinent brauchen, damit es uns allen gutgeht.



«Ermutigung»:
Journalistin Krone-Schmalz.



«Sehr, sehr, sehr, sehr einseitige Berichterstattung»: Präsident Putin.

Weltwoche: Frau von der Leyen würde Ihnen sagen: Aber die Ukrainer, die gehören zu Europa, sie haben «westliche Werte». Warum ist das falsch aus Ihrer Sicht?

Krone-Schmalz: Weil das eine absolut ahistorische Betrachtungsweise ist. Es ist völlig klar, dass eine ganze Reihe von Ukrainern auch in Richtung Westen geguckt hat. Und jetzt erst recht. Aber wenn man sich die Geschichte der Ukraine anschaut, auch die Vorgänge bis 2014, da war es laut Umfragen immer so, dass sie sowohl gute Beziehungen zu Russland als auch zu Europa haben wollte. Deshalb wäre es mit Blick auf das EU-Assoziierungsabkommen sinnvoll gewesen, wenn sich Moskau, Brüssel und Kiew an einen Tisch gesetzt hätten, um das Beste für die Ukraine herauszuholen.

Weltwoche: Was triggert Moskau so sehr, wenn es um einen Nato- und EU-Beitritt der Ukraine geht? Was macht dieses Land für Russland so wichtig?

Krone-Schmalz: Das sind jetzt zwei verschiedene Dinge. Wenn die Nato immer weiter ihre Waffen an die Grenze Russlands heranrückt und die Vorwarnzeit bei einem Angriff gegen null tendiert, dann ist das Sicherheitsbedürfnis Russlands tangiert – ob mit oder ohne Putin. Eine andere Geschichte ist die Verbindung zwischen der Ukraine und Russland, die Vermischungen, die familiären Bindungen, die historischen, die traditionellen, das ist ein sehr spezielles Verhältnis. Auch wenn Sie heute mit Ukrainern reden, streiten die das gar nicht ab. Ich glaube, beide Seiten hätten

sich nicht vorstellen können, dass sie mal so aufeinander losgehen. Das hätte man in der EU wissen können, dass das ein sehr spezielles Verhältnis ist.

Weltwoche: Angenommen, die Ukraine würde tatsächlich EU-Mitglied, was wäre dann?

Krone-Schmalz: Dann ginge die EU kaputt. Oder glauben Sie tatsächlich, dass die EU die Ukraine verkraftet?

Weltwoche: Glauben Sie, wenn Putin nicht mehr ist, wird das Problem gelöst sein?

Krone-Schmalz: Wenn einer wirklich so denkt, ist das an Naivität kaum zu überbieten. Wie wird ein Nachfolger Putins sein? Der wird sich doch nicht mit fliegenden Fahnen in Richtung Westen orientieren, ganz im Gegenteil. Nach dieser Vorgeschichte kann ich mir nicht vorstellen, dass irgendjemand Putin nachfolgt, der dem Westen die Hand reicht. Diese Zeiten scheinen erst mal vorbei zu sein, wenn vom Westen keine Signale kommen.

Weltwoche: Könnte es noch schlimmer werden als jetzt?

Krone-Schmalz: Ich bin zurückhaltend mit Prognosen, wir sind genug mit der Gegenwart beschäftigt. Aber ich möchte das nicht ausschliessen. Weil Putin, egal, was man gegen ihn sagen möchte, eines nicht war: Er war nicht unberechenbar. Berechenbarer kann man eigentlich gar nicht sein, wenn man auf den Tisch legt: Wir möchten gerne, dass die Ukraine nicht Nato-Mitglied wird, dass die Waffen eben nicht bis an unsere Grenze kommen und, und, und. Dass man darüber redet – oder diese Interessen

wenigstens zur Kenntnis nimmt... Und das ist ja nicht passiert. Im Gegenteil.

Weltwoche: Welches ist das grösste Missverständnis des Westens gegenüber Russland und Wladimir Putin?

Krone-Schmalz: Ich fürchte, dass die kurze Phase des Vertrauens, die eng mit der Person Michail Gorbatschow und der deutschen Wiedervereinigung verbunden war, kaputtgegangen ist. Diese schon pathologischen Vorstellungen, dass die sich von uns und wir uns von denen bedroht fühlen – aus dieser Spirale müssen wir dringend raus. Aber dazu bedarf es eines starken politi-

«Wenn einer denkt, das Problem wäre mit Putins Abgang gelöst, ist das an Naivität kaum zu überbieten.»

schen Willens, den ich so nicht sehe. Bei der Lösung weltweiter Probleme braucht man eben auch Russland. Wir haben nur einen Planeten.

Weltwoche: Einer scheint sich komplett zu verweigern: der ukrainische Präsident Wolodymyr Selenskyj. Wie beurteilen Sie ihn?

Krone-Schmalz: Er ist angetreten, indem er sagte: Dieser Krieg, den beende ich, wir kriegen das auf eine vernünftige Art und Weise hin. Das ist nun ganz anders gelaufen. Was ich immer wieder aus verlässlichen Quellen höre, ist, dass die Unterstützung um ihn herum nicht mehr so gross ist, wie sie war. Seine militärische Führung hat andere Prioritäten. Auch die Stimmung in der Bevölkerung ist anders geworden. Die Bericht-

erstattung darüber muss man allerdings mit der Lupe suchen. Ich habe selbst mit einigen Ukrainern gesprochen, die sich zwar sehr vorsichtig äussern, aber halt sagen, dass es so nicht weitergehen kann. Die Unterstützung bröckelt, ganz massiv in den USA.

Weltwoche: Wie sehen Sie die Rolle der USA? Beziehungsweise: Wie lange spielt die USA in diesem Konflikt noch eine Rolle?

Krone-Schmalz: Seit zirka hundert Jahren ist es das Interesse der USA, eine gedeihliche Zusammenarbeit zwischen Europa und Russland zu verhindern, weil das ein wesentlicher Punkt ist, der den USA gefährlich werden könnte. Das ist, und das möchte ich betonen, ein absolut legitimes Ziel, keine Frage. Nur, wenn dies das Ziel der USA ist, dann können wir ja mal überlegen: Was ist denn das europäische oder das deutsche Ziel? Was sind unsere Interessen? Denn die können ja schwerlich damit in Übereinstimmung gebracht werden. Es gibt da sicher Schnittmengen. Aber es gibt eben auch Punkte, in denen es anders ist. Es kann nicht im europäischen Interesse sein, einem Nachbarstaat wie Russland in einer derart feindlichen Weise verbunden zu sein, wie wir das jetzt sind.

Weltwoche: Sinnbildlich dafür steht Nord Stream – die Ostsee-Pipelines, die gesprengt wurden. Der amerikanische Reporter Seymour Hersh schreibt, US-Präsident Joe Biden habe den Befehl dafür gegeben. Dann gibt es Berichte, nach denen die Ukrainer die Finger im Spiel gehabt hätten. Russland ist offenbar raus. Was glauben Sie, wer es war?

Krone-Schmalz: Ich halte das, was Hersh rausgefunden hat, für die plausibelste Erklärung. Das, was hier in unseren Medien weit verbreitet war, das mit diesem Bötchen und der ukrainischen Besetzung, halte ich für eine Beleidigung des Intellekts. Das kann so nicht funktioniert haben. Was ich fast für eine Unverschämtheit halte, ist, dass beim Antrittsbesuch von Kanzler Scholz in Washington er neben dem US-Präsidenten stand und Herr Biden glaubte sagen zu müssen, wenn da irgendwas losgehe, sei die Pipeline Geschichte – und unser Bundeskanzler steht daneben und sagt nichts dazu. So etwas trägt dazu bei, dass zunehmend Teile der Bevölkerung an der Glaubwürdigkeit derjenigen zweifeln, die uns regieren. Das halte ich fast für die grösste Gefahr, dass die Glaubwürdigkeit verlorengeht, was politische Entscheidung und was die Medien betrifft.

Weltwoche: Wenn wir an Gerhard Schröder zurückdenken, war stets von der «Äquidistanz» die Rede. Man wollte gleiche Distanz zu Washington halten wie zu Moskau. Wäre das realistisch für die Zukunft? Oder eine Illusion?

Krone-Schmalz: Wenn ich sagen würde, es sei illusorisch, dann müsste man alle Hoffnungen fahren lassen. Ich gehe davon aus, und es gibt ein



«Andere Prioritäten»: Präsident Selenskyj.

paar Anzeichen, dass manche Menschen doch ans Denken kommen, dass es, wenn es so weiterläuft, nur nach unten gehen kann und man vielleicht doch ein bisschen umsteuern muss.

Weltwoche: Wie ist es eigentlich bei Ihnen, wenn Sie unterwegs sind? In den Medien werden Sie als «Russland-Versteherin» geschmäht. Wie reagieren die Leute auf Sie?

Krone-Schmalz: Die Lebenswirklichkeit auf der Strasse spiegelt das nicht. Und das, was ich an Zuschriften bekomme, spiegelt das auch

«Was wünschen Sie sich für die Zukunft, Frau Krone-Schmalz?» – «Frieden, das ist so simpel.»

nicht. Der Unterschied zwischen öffentlicher und veröffentlichter Meinung scheint mir doch ein ziemlich grosser zu sein.

Weltwoche: Was halten Sie generell von der Medienberichterstattung? Was für ein Zeugnis stellen Sie den Journalisten aus?

Krone-Schmalz: Schwierig. Ich kenne genug Kollegen, die jeden Tag darum kämpfen, das machen zu können, was sie als richtig ansehen. Aber Fakt ist, dass es gerade mit Blick auf Russland und die Ukraine doch eine sehr, sehr, sehr einseitige Berichterstattung gibt. Und das stört mich, weil das hat mit meinem Verständnis von Journalismus nicht viel zu tun. Es wird ja oft gesagt, Journalisten müssten Haltung zeigen – ja, ich bin auch dafür, Haltung zu zeigen, wenn es darum geht, Rückgrat zu haben.

Wenn aber «Haltung zeigen» heissen soll, sich in einem Meinungsstreit auf eine Seite zu stellen, hat das nichts im Journalismus zu suchen.

Weltwoche: Was halten Sie vom Verbot von RT in der EU und in Deutschland?

Krone-Schmalz: Alle Verbote in diese Richtung finde ich unsäglich, das kommt mir so feudalistisch vor. Wenn wir ein demokratisches System haben mit einer vernünftigen Bildung, dann kann es nicht sein, dass irgendjemand darüber bestimmt, welche Inhalte die Menschen in dieser freien Gesellschaft zur Kenntnis nehmen dürfen. Auf einer anderen Ebene betrifft das auch die Flugverbindungen mit Russland. Ich fühle mich da in meiner persönlichen Freiheit drastisch eingeschränkt.

Weltwoche: Wieso sind Sie eigentlich derzeit nie in deutschen Talkshows? Sie waren da ja früher oft zu Gast.

Krone-Schmalz: Seitdem der Krieg ausgebrochen ist, bin ich nicht mehr eingeladen worden. Mal schauen, wie sich das entwickelt, ob sich das mal wieder ändert. Wobei ich sagen muss, wenn die Dramaturgie dieser Sendungen tatsächlich so ist, dass einer hingesezt wird, und der Rest fällt über ihn her, dann muss man das, glaube ich, auch nicht unbedingt haben.

Weltwoche: Schlussfrage: Was wäre Ihr Top-Tipp, damit der Journalismus sich bessert?

Krone-Schmalz: Ich verwende immer zwei Begriffe: Perspektivwechsel und Panoramablick. Wer das praktisch umsetzt, ist im Journalismus gut unterwegs. Ich glaube, das könnte den Boden dafür bereiten, dass wir wieder umsteuern und uns nicht gegenseitig nur Dinge um die Ohren hauen, die zur Eskalation, aber nichts zu einer Lösung beitragen.

Weltwoche: Und was wünschen Sie sich für die Zukunft?

Krone-Schmalz: Frieden, das ist so simpel. Frieden, und dass der Frieden bleibt. Denn so sicher ist das nicht mehr, wie das mal war.

Bei diesem Text handelt es sich um die gekürzte Fassung eines Video-Interviews. Das ausführliche Gespräch finden Sie auf www.weltwoche.ch und www.weltwoche.de



Krise oder Katastrophe?

Was ist nur mit der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* los? Liberalismus geht anders.



Das grosse Hobby der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* ist der Klimawandel. Ziel der Redaktion ist es, ihren Lesern jeden Tag eine Moritat zu bieten, die den klimatisch bedingten Weltuntergang beschwört.

Das neue Jahr begann das Blatt genau so. Es startete unter dem Titel «Krise oder Katastrophe?» mit einem Grundsatzartikel, ob der Klimawandel erst extrem schlimm oder schon verheerend schlimm sei.

Dann grub man eine Studie aus, wonach der Klimawandel die Seen brauner färbe, und titelte dazu: «Immer mehr Fische leiden in dunkler Brühe». Wer jemals einen Blick in die klaren Wasser von Chiemsee oder Schweriner See geworfen hatte, verstand die Welt nicht mehr.

Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* (FAZ) gilt als bürgerliche Zeitung. Meine Meinung dazu gleich vorneweg: Das ist sie nur noch bedingt.

Das bürgerliche Denken zeichnet sich dadurch aus, dass es auf Schwarztöne wie Weisstöne allergisch reagiert. Radikalismus ist ihm fremd. Das Bildungsbürgertum neigt dazu, stets beide Seiten eines möglichen Problemfalls zu betrachten.

Diese Tugend hat die FAZ zu gutem Teil verloren, nicht nur in der Klimafrage. Auch sonst ist man in vielen Bereichen auf die Linie des in Deutschland dominierenden links-grünen Medienverbands eingeschwenkt.

Sichtbar wurde dies zuletzt etwa bei den Silvesterkrawallen in Berlin mit fünfzig verletzten Polizisten und 400 Festnahmen. Die FAZ wischte die Migrationsproblematik umgehend vom Tisch. «Nur die ganz normalen Angriffe», beschwichtigte das Blatt und wusste: «Menschen feiern friedlich».

Dass man das auch ganz anders sehen kann, zeigte etwa die Deutschland-Redaktion der *Neuen Zürcher Zeitung*, deren bürgerliche Ge-

Die früher staats skeptische Redaktion, so die Kritik, tanze den Zeitgeist-Tango elastisch mit.

sinnung im Gegensatz zur FAZ über jedem Zweifel steht. Sie sprach in Berlin von einem «Ausnahmestand».

Drittes und letztes Beispiel zum Jahreswechsel: der Krieg in der Ukraine. «Wie die Ukraine gewinnen kann» titelte die FAZ schon fast verzweifelt. Sie forderte deshalb unverhohlen, die wehrfähigen Männer unter den ukrainischen Flüchtlingen in Deutschland an Kiew auszuliefern und sie dort an die Front zu schicken. Wörtlich: «Es gibt kein generelles Recht auf Flucht vor der Einberufung.»

Es gehört zu den Eigenheiten der FAZ, dass sich keine andere Redaktion derart einseitig auf die Seite der Ukraine geschlagen hat, zuletzt nicht einmal mehr die russophobe *Bild*, die inzwischen auch über die «Riesen-Probleme in der Ukraine-Armee» schreibt.

Auch hier kurz die differenzierte Sicht, die man von einem bürgerlichen Medium erwarten könnte: «Mit Wunschdenken gewinnt man keinen Krieg – erst recht nicht gegen Russland», fasste die *Neue Zürcher Zeitung* die zunehmend erfolglose Kriegsführung der Ukraine zusammen.

Die FAZ aber hat sich politisch vielfach verrannt. In der liberalen deutschen Elite, die der Wirtschaft nahesteht, hat man weitherum die

Freude am ehemaligen Leibblatt verloren. Die früher verlässlich wertkonservative und staats-skeptische Redaktion, so die Kritik, bewege sich zunehmend in Richtung des staatsnahen Mainstreams und tanze den Zeitgeist-Tango elastisch mit.

Noch 2010, während der Griechenland-Krise, war die Redaktion ordnungspolitisch auf Kurs. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* war eines der wenigen Blätter, die sich trautes, den Ausschluss Griechenlands aus der Euro-Zone zu fordern.

Die Wende zu mehr politischem und ökonomischem Opportunismus kam 2015 mit der Flüchtlingskrise. Hier nun schwenkte die FAZ auf den Willkommenszwang der Kanzlerin ein. «Wird Angela Merkel doch noch zu einer Mutter der Nation?», fragte applaudierend das Blatt.

Auch in den folgenden Jahren blieb man beschönigend auf gouvernementalem Kurs. Die Einwanderung «hebt die gesamtwirtschaftliche Produktivität und nutzt allen», verkündete das Blatt euphemistisch.

Ebenso staatsnah und antiliberal positionierte sich die FAZ dann in der Corona-Phase. Das Blatt, das sich früher freiheitlich nannte, setzte sich nun vehement für staatliche Zwangsmassnahmen ein. Titel des Kommentars: «Die Impfpflicht ist der einzig vernünftige Ausweg».

Die FAZ war mal das Symbol für Wirtschaftsnähe. Wirtschaft, im Gegensatz zu Politik, hat den Vorteil, dass man Erfolg und Misserfolg an ökonomischen Kennzahlen messen kann. Bei der FAZ ist auch diese Bilanz eindeutig. Im letzten Rechnungsjahr, 2022, machte das Unternehmen sieben Millionen Verlust.

Die EU verliert eine Schlüsseltechnologie

Das deutsche Unternehmen Wintershall Dea wird nach Grossbritannien verkauft. Damit fehlt Brüssel und Berlin künftig eine wichtige Waffe im Kampf gegen den Klimawandel.

Friedbert Pflüger

Kurz vor Jahresende wurde den Mitarbeitern von Wintershall Dea eröffnet, dass ihr Unternehmen von den Eigentümern BASF und Letter One an die britische Harbour Energy verkauft werde. Die Standorte Hamburg und Kassel werden geschlossen. Für Belegschaft und Management ist das ein Schock. Politisch und wirtschaftlich ist der Verkauf von Wintershall Dea ein Armutszeugnis für den Standort Deutschland. Seit dem Ukraine-Krieg wird eine grössere Energieunabhängigkeit gepredigt. In der Realität aber verliert Deutschland nun sein einziges Unternehmen, das Gas und Öl fördern kann. Was in Wietze in der Lüneburger Heide 1858 mit der ersten Erdölbohrung der Welt durch Konrad Hunäus begann, findet 2024 ein jähes Ende

«Carbon Strategy»

Dass die Bundesregierung eine Deinvestition im Öl- und Gasbereich nicht ablehnt, mag man aufgrund der Überlegungen zu energiepolitischer Autonomie bedauern. Verwundern aber kann das angesichts der bekannten Grundsatzentscheidung gegen die fossilen Energien nicht. Viel gewichtiger und klimapolitisch problematisch ist es dagegen, dass Deutschland und damit auch die EU mit dem geplanten Verkauf auch die Kompetenz im Bereich Carbon capture and storage (CCS) verliert. Wintershall Dea ist innerhalb der EU einsame Spitze bei Abscheidung, Transport und Speicherung von CO₂. Es beherrscht mit seinen Partnern wie Heidelberg Materials, Open Grid Europe und Fluxys die gesamte technologische Wertschöpfungskette und hat diese mit dem Projekt Greensand bereits erfolgreich umgesetzt.

CCS wird vom Weltklimarat IPCC als mitentscheidende Technologie bei der Bekämpfung des Klimawandels angesehen. Die EU bezeichnet CCS als «grün» und fördert sie. Überall auf der Welt – in Australien, den USA, Kanada, China und in Europa – sind im letzten Jahrzehnt CCS-Projekte entstanden. Deutschland, noch Anfang des Jahrtausends führend

Berlin

in dieser Technologie, hatte 2011 durch seine Gesetzgebung CCS de facto untersagt. Bundesminister Robert Habeck hat im Januar 2022

Wintershall Dea ist innerhalb der EU einsame Spitze bei Abscheidung, Transport und Speicherung von CO₂.

nach dem Besuch in Norwegen, wo Equinor seit zweieinhalb Jahrzehnten CCS sicher praktiziert, die Kehrtwende ausgerufen und eine «Carbon Strategy» angekündigt. Obwohl an dieser auch zwei Jahre später noch gearbeitet wird, gibt es inzwischen einen verbreiteten Grundkonsens in der deutschen Politik, dass CCS benötigt wird.

Wintershall Dea hat deshalb diese Technik vorangetrieben und Lagerstätten für Millionen Tonnen CO₂ aus der deutschen Industrie gesichert. Wenn das Unternehmen jetzt verkauft wird, wird Deutschland auch auf diesem Gebiet abhängig vom Ausland. Auch Harbour Energy plant mit CCS, denkt dabei aber naturgemäss zuerst daran, das britische Humber-Industriezentrum zu dekarbonisieren. Norwegen, Dänemark, Island, Grossbritannien – sie alle machen aus CCS ein Geschäftsmodell. Deutschland dagegen verkauft seine technologische CCS-Fähigkeit in ein Land ausserhalb der EU.

Auf der Weltklimakonferenz in Dubai war greifbar, dass CCS neben erneuerbaren Ener-

gien und Wasserstoff eine Schlüsselrolle bei der Bekämpfung der Erderwärmung einnehmen wird. Da viele Länder auch in den nächsten Jahrzehnten nicht auf fossile Brennstoffe verzichten wollen, wird CCS immer wichtiger. Das gilt übrigens auch für CCU, also den Gebrauch von CO₂ als Rohstoff – zum Beispiel bei der Produktion von synthetischen Kraftstoffen. Hier könnten Deutschland und die EU mit Wintershall Dea wirklich ein globaler Vorreiter sein.

Technologischer Edelstein

Kann man der BASF einen Vorwurf machen? Kaum. Sie kann darauf verweisen, dass Öl- und Gasförderung von der Politik in Deutschland nicht mehr gewollt sind. Und bei CCS gibt es zwar diverse Absichtserklärungen, aber bis heute keinen Rechtsrahmen.

Kann man Harbour Energy einen Vorwurf machen? Sicher nicht. Die Briten haben einen technologischen Edelstein akquiriert. Kaum einer beherrscht die Ölförderung auch in schwierigem Terrain so wie Wintershall Dea. Seit den achtziger Jahren fördert man zum Beispiel störungsfrei Öl unter dem Wattenmeer in Schleswig-Holstein. Mehr noch: Das Unternehmen ist auch im aussereuropäischen Ausland ein Gewinn für die Briten – zum Beispiel in Ägypten oder Lateinamerika. Nicht zuletzt aber wird man die CCS-Fähigkeiten der Kasseler nutzen, die in Grossbritannien bei der Dekarbonisierung der Industrie, aber auch bei der Energieproduktion in grossem Stil Anwendung finden sollen.

Marktwirtschaftlich macht der Verkauf Sinn für die Beteiligten. Aber für die deutsche und europäische Politik stellt sich die Frage, ob nicht ein übergeordnetes staatliches Interesse am Erhalt der CCS-Fähigkeit besteht? Und ob es Möglichkeiten gibt, dieses gegebenenfalls durchzusetzen?



„Besser als dieses ewige Schwimmen Tauchen, Köpfcchen ins Wasser...“

Friedbert Pflüger ist Geschäftsführer der Denkfabrik Clean Energy Forum (CEF). Er war von 1990–2006 Bundestagsabgeordneter (CDU) und Parlamentarischer Staatssekretär in der ersten Regierung Merkel.

Die Patriarchin will Spass

Man muss Kris Jenner, Spiritus Rector des Kardashian-Clans, nicht mögen. Aber man kann.

Das Jahr 2023 war für Kris Jenner ein gutes Jahr. Aber welches Jahr wäre das nicht? Es begann damit, dass sie an Silvester in den sozialen Medien verkündete: «Ich bin so dankbar für all die fantastischen Erinnerungen, die im vergangenen Jahr entstanden sind.» Ich möchte wetten, deren beste ist die Erinnerung an den Sieg im 108-Millionen-Dollar-Rufmordverfahren, das Blac Chyna, die Mutter des Babys von Jenners Sohn Rob Kardashian, gegen dessen Sippe angestrengt hatte. Und 2023 endete damit, dass Jenner zur Feier ihres 68. Geburtstags in Miami einem Privatjet entstieg, am einen Arm ihren 43-jährigen Boyfriend, am anderen eine Handtasche im Wert von 100 000 Dollar.

«First Family von Calabasas»

Sogenannte *stage mothers* hat es gegeben, seit es die Unterhaltungsindustrie gibt, also Mütter, die ihre frühreifen kleinen Kinder dazu anspornen, sich zu produzieren. Aber hat es schon mal eine gegeben, deren Imperium darauf beruhte, dass ihre erwachsenen Töchter sich in der Erotikbranche betätigten? Als 2007 Kim Kardashians Sextape bekannt wurde, sorgte Kris Jenner für die Schützenhilfe sämtlicher Familienmitglieder und fungiert seither als «Mamagerin», eine noch nie dagewesene Mischung von Managerin und Matriarchin.

Wie reiche und geile Waltons umarmten, entzweiten und versöhnten sich die Mitglieder der «First Family von Calabasas» in ihrer langlebigen Fernsehserie dermassen oft und heftig, dass eine durchschnittliche Soap sich im Vergleich dazu wie der Wetterbericht ausnahm. All das hat Kris Jenner im Lauf der Zeit ein Vermögen von 170 Millionen Dollar eingebracht.

In einer Welt, in der die Alten über so viel Geld verfügen wie nie zuvor und es, während Rom brennt, verjubeln wollen, ist Kris Jenner attraktiv: Ihre Schönheit und Jugend gingen drauf in ihrer Zeit als *trophy wife* von zwei Männern, die sie auf viel schlimmere Weise verrietten, als sie nur zu betrügen: Der eine wurde Verteidiger des Mannes, der beschuldigt war, Kris Kardashians beste Freundin umgebracht zu haben, der zweite machte sie zu einer «Transwitwe».



Schützenhilfe für alle: Familienoberhaupt Jenner.

Deshalb will Kris Jenner heute Spass haben, und zwar viel. Ihre fünf Töchter, deren vier mittlerweile selbst geplagte Mütter sind, feiern und missbilligen Kris' Tatendrang.

Kris Jenner nicht zu mögen, gibt es gute Gründe: Wie sie in einer frühen Episode von «Keeping Up with the Kardashians» (KUWTK) die weinende, sich sträubende Kim dazu anhält, einen *Playboy*-Fototermin durchzuziehen, gehört zu den seltsameren Dingen, die ich gesehen habe. Doch ihre Zielstrebigkeit und Ausdauer sind bewundernswert. Es gibt heutzutage so viele Definitionen von Feminismus, wie es neuerfundene Geschlechter gibt, doch besteht kein Zweifel, dass die Kardashians ein funktionierendes Matriarchat sind, in dem die wechselnden Männer alle gleich belämmert dreinschauen

und die Frauen das Sagen haben (der arme Rob, Kris' einziger Sohn, ist so unattraktiv und unintelligent, dass man öfter das Gefühl hat, er sei nichts als eine wandelnde Organ- und Blutbank für seine Schwestern).

Es ist wenig erstaunlich, dass Jenner Gerüchten zufolge Ryan Murphys neue Serie produzieren soll, in der Kim eine Figur spielt, die auf ihrer Scheidungsanwältin Laura Wasser beruht. Ein anderes Gerücht, Jenner habe Meghan Markle zu einem Gastauftritt in KUWTK eingeladen, scheint etwas weit hergeholt zu sein. Doch sollte irgendjemand der verachteten Herzogin zu einem erfolgreichen Fernsehauftritt verhelfen können, wäre Kris Jenner bestimmt die Richtige dafür.

Aus dem Englischen von Thomas Bodmer

Trumps Wahrheiten

Um den Ex-Präsidenten an der Rückkehr ins Weisse Haus zu hindern, scheint jedes Mittel recht. Gleichzeitig übernimmt Nachfolger Biden kleinlaut Kernpunkte von Trumps Agenda.

Urs Gehrig

Seit er offiziell bekanntgab: «Ja, ich will noch mal», sind die Höllenhunde los. Politik, Medien, Justiz scheinen sich gegen Trump eingeschworen zu haben. Mit allen Mitteln wird versucht, den 45. US-Präsidenten an einer Rückkehr ins Weisse Haus zu hindern. Vier Anklagen laufen gegen ihn. Neuerdings möchte man seine Kandidatur gar im Keim ersticken. Gliedstaaten in Colorado und Maine haben ihn von den Wahlen ausgeschlossen.

In dem Kesseltreiben geht vergessen: Trump hat während seiner Amtszeit Partner und Rivalen mit Scharfsinn akkurat eingeschätzt. Und er lag auch mit seinen politischen Entscheiden vielfach richtig. In solchem Ausmass, dass die Biden-Regierung Kernpunkte der Trump-Ära kleinlaut übernommen hat – Punkte notabene, für die man Trump vier Jahre lang geteert und gefedert hatte.

1 — «Build that Wall»: Mit diesem Slogan war Trump in den Wahlkampf 2016 gezogen. Mit dem Versprechen hat er die Präsidentschaft gewonnen. Und in der Tat hat er während seiner Amtszeit die Kontrolle über die Grenze wieder in den Griff bekommen und die Massenmigration in die USA eingedämmt.

Kaum im Amt, hat Biden eine komplette Kehrtwende verordnet. Mit brutal ernüchterndem Fazit: Seit Biden an der Macht ist, steht die Grenze zu Mexiko offen wie ein Scheunentor. Rund acht Millionen Migrant*innen wurden in den letzten drei Jahren aufgegriffen, die meisten gelangten ungehindert ins Land. Sprunghaft gestiegen ist auch der Drogenschmuggel – und die Zahl der Drogentoten. Im Jahr 2022 starben in den USA 73 654 Menschen an einer Überdosis Fentanyl, mehr als doppelt so viele wie 2019.

Wenig erstaunlich, dass Biden beim Volk damit haushoch durchfällt. Eine Umfrage des *Wall Street Journal* vom Dezember ergab, dass 64 Prozent der Befragten Bidens Grenzpolitik ablehnen, bloss 27 Prozent befürworten sie.

Aufgrund des öffentlichen Drucks hat Biden abermals eine Spitzkehr eingeleitet. Hatte er im Wahlkampf 2020 noch versprochen: «Es wird kein weiterer Meter Mauer gebaut wer-

den», tut er jetzt das Gegenteil. Im Oktober gab er den Befehl, Trumps Grenzmauer in Texas weiterzubauen.

Der Kurswechsel kam in Schritten. So setzte Biden zuerst Trumps Politik «Remain in Mexico» (Verbleib in Mexiko) wieder ein. Demnach müssen Asylbewerber, die über die Südgrenze einwandern wollen, in Mexiko bleiben, bis ihr Antrag bearbeitet worden ist. Die linke Presse schreibt von einer «schockierenden Wiederbelebung von Trumps Einwanderungsagenda».

Mehrere Berichte deuten darauf hin, dass Biden sogar bereit ist, neue gesetzliche Befugnisse einzuführen, die noch weitergehen, als Trump je gegangen ist. «Sie würden auch die Durchsetzung der Einwanderungsgesetze innerhalb der USA erheblich verschärfen.» Etwas, das Trump für eine zweite Amtszeit geplant hatte, wie das Nachrichtenportal Vox bemerkt, «indem sie die beschleunigte Abschiebung ausweiten und die Inhaftierung von Einwanderern vorschreiben».

2 — Abhängigkeit von Russland: Vollversammlung der Uno in New York, 2018, Trump spricht am Rednerpult und erntet Gelächter. Er sagt: «Deutschland wird völlig abhängig von russischer Energie werden, wenn es nicht sofort seinen Kurs ändert. Hier in der westlichen Hemisphäre sind wir verpflichtet, unsere Unabhängigkeit vor den Übergriffen expansionistischer ausländischer Mächte zu bewahren.» Die Kamera schwenkt auf den deutschen Aussenminister Heiko Maas, der mit seinem Kollegen schmuzzelt.

Gut drei Jahre später überfällt Putin die Ukraine. In Berlin wird die Beleuchtung der Denkmäler abgeschaltet; das historische Brandenburger Tor steht im Dunkeln. In Europa sucht man verzweifelt nach Ersatz für das russische Gas. Deutschland sieht sich gezwungen, Kohle zur Stromerzeugung zu verbrennen.

Und Biden? Kaum im Amt, hob er die US-Sanktionen gegen die Nord-Stream-2-Pipeline auf, die Trump bis Amtsende aufrechterhalten hatte. Dieser Schritt zeige Bidens «Engagement der Regierung für die Energiesicher-



Wegweisende Regierungsführung:

heit in Europa», erklärte US-Aussenminister Blinken damals. Im September 2022 ereigneten sich Sprengstoffanschläge auf Nord Stream 1 und 2. Täterschaft offiziell unbekannt. Dringend im Verdacht steht die Biden-Regierung.

Kurzum: Mit seiner eindringlichen Warnung vor der Gefahr einer kompletten Abhängigkeit von russischer Energie traf Trump ins Schwarze. Es hat einen blutigen Krieg gebraucht, bis Deutschland und Biden dies eingesehen haben.

3 — Ukraine-Invasion: Der Idee, eine Invasion in der Ukraine zu lancieren, war in Moskau nicht über Nacht geboren. Trump erinnert sich an Gespräche mit Putin, in welchen das Thema aufgekommen sei. «Sehen Sie, ich habe mit ihm gesprochen. Ich sagte [zu Putin]: «Wenn Sie es tun, wird die Hölle los sein. Es wird eine Katastrophe sein. Tun Sie es nicht.»», so Trump in einem Interview mit Fox News letzten Juni. Putin habe zunächst nicht geglaubt, dass Trump etwas unternehmen würde, dann habe er (Trump) nachgedoppelt: «Ich werde es tun, Wladimir, ich werde es tun.» Putin habe «vielleicht 10 Prozent» von dem geglaubt, was er gesagt habe, so Trump. Das habe gereicht, um Putin von einem Angriff abzuhalten.

Es mag eine jener trumpischen Übertreibungen sein, die er in diesem Interview kundtat. Doch in einem wesentlichen Punkt hat er nachweislich recht: Die Invasion ist «erst nachdem ich aus dem Amt geschieden bin» erfolgt. Fest steht auch, dass Putins Raubzüge in der Ukraine stattfanden, als in Washington Demokraten regierten: die Krim unter Obama, der Ukraine-Krieg unter Biden.

Es lag wohl an Trumps resolutem und erratischem Regierungsstil, dass Putin – solange Trump im Amt war – «Gewehr bei Fuss» behielt und überhaupt sich die Potentaten in den Krisenherden auf der Welt mit Aggressionen weitgehend zurückhielten.



Visionär Trump.

Biden versucht, die Autorität, die Trump gegenüber Putin und anderen Herrschern ausstrahlte, mit Waffenlieferungen an Verbündete und militärischen Interventionen zu kompensieren. Die Folgen: Es brechen alte Konflikte neu aus, oder neue Kriege entflammen. Nach Trump ist die Welt unstabiler und unsicherer geworden.

4 — Lösung des Ukraine-Problems: Biden und seine Beraterkreise haben Putin komplett unterschätzt: Namentlich die strategische Wichtigkeit, die der Präsident im Kreml der Ukraine zuordnet. Und dessen Entschlossenheit, russische Sicherheitsbegehren durchzusetzen.

Anders Trump. Während seiner Amtszeit liess er einen Plan ausarbeiten, der auf eine friedliche Aussöhnung der Nachbarn Ukraine und Russland abzielte, wie die *Weltwoche* von Quellen mit direktem Zugang zu Trump erfahren hat («Donald Trumps geheimer Friedensplan», Nr. 14/23): «Dieser [Plan] sah vor, dass die 2014 völkerrechtswidrig annektierte Krim bei Russland bleiben und der Donbass – der nach Trumps Demission im Zuge der russischen Invasion weitgehend von Putins Truppen erobert wurde – Russland zugeschant werden sollte.»

Gemäss dem Plan, den Quellen bestätigten, die von Trumps Plänen Kenntnis haben, hätte Moskau Garantien abgegeben, die neu gezogenen Grenzen zu respektieren. Westliche Staaten wiederum würden Kiew Schutzgarantien aussprechen, für den Fall, dass Russland wortbrüchig werden sollte. «Die Ukraine würde jedoch nicht Teil der Nato, sondern ein bündnisfreier und neutraler Staat werden, vergleichbar mit der Schweiz.»

Interessant auch folgende Bemerkung eines Trump-Insiders: Trumps Plan zur Aussöhnung sei bis zu seinem Rücktritt im Januar 2021 in Ausarbeitung gewesen und hätte während einer zweiten Amtszeit realisiert werden sollen.

Als Joe Biden und die Demokraten an die

Macht kamen, drehte der Wind. Gegenüber Putin war man auf Konfrontation eingestellt. Doch nun scheinen Biden und der Westen dort angekommen, wo Trump seine diplomatische Lösung ansetzen wollte.

Nach blutigen Gefechten mit Tausenden von Toten findet seit Monaten ein Stellungskrieg entlang den von Trump umrissenen Linien in der Ostukraine statt. Gerüchte verdichten sich, dass die US-Regierung auf ein Ende des Krieges drängt. Naheliegende Lösung: eine territoriale Aufteilung dergestalt, wie sie Trump offenbar angestrebt hatte.

5 — «China, China, China»: Mit dem Schlachtruf identifizierte Trump den Hauptkontrahenten der USA und gab den Ton für seine Peking-Politik vor. Er schickte sich an, mit einem «Handelskrieg» China zum Einhalten von internationalen Spielregeln zu zwingen.

Biden, der sich nicht scheute, in praktisch allen Dossiers die Politik seines Vorgängers rückgängig zu machen, machte bei China eine bemerkenswerte Ausnahme. In den Beziehungen zum grossen Rivalen in Fernost hat sich Biden kaum von Trumps Linie distanziert. Im Gegenteil, Trumps rigorose Haltung gegenüber China sei unter Biden noch «härter geworden», erklärte Wirtschaftswissenschaftler Stephen Roach über Bidens China-Politik auf Bloomberg TV. Das Fakultätsmitglied der Yale University und ehemalige Vorstandsmitglied von Morgan Stanley Asia nannte die weitreichenden Chip-Sanktionen gegenüber China als Beispiel, die auf die höchsten technologischen Ambitionen Pekings abzielen.

2022 erliess Biden umfassende Beschränkungen für die Lieferung von hochentwickelten Grafik-Chips, die im Bereich künstliche Intelligenz eingesetzt werden. Letzten Oktober stopfte die Biden-Regierung Schlupflöcher. Neu dürfen amerikanische Hersteller auch weniger hochentwickelte KI-Chips nicht mehr nach China liefern. Auch der Umweg über Drittländer soll unterbunden werden.

Biden hat viele der von Trump gescholtenen Zölle aufrechterhalten. Er hat China ausserdem scharf für seine Rolle im Umgang mit dem Coronavirus-Ausbruch kritisiert. Und er hat die Menschenrechtssituation in China angemahnt und seine Unterstützung für ein unabhängiges Taiwan zum Ausdruck gebracht – zwei Dinge, die auch die Trump-Regierung getan hat, wenn auch erst ganz am Schluss seiner Amtszeit.

Summa summarum: Biden, die Demokraten, die Massenmedien und politisch motivierte Anwälte stellen Trump als Gefahr für die USA und die Welt dar. Man dürfe ihn keinesfalls wieder an die Macht lassen. In Wirklichkeit war seine Regierungsführung in Kernbereichen der Lokal- und Weltpolitik wegweisend. Und Biden schwenkt – durch die Realität erzwungen und nach bitterer Lernphase – auf Trumps Linie ein.

Deindustrialisieren fürs Klima

Diese Überschrift muss doch dem grünen Klimaminister Robert Habeck runtergehen wie das Glas kühl prickelnder Sekt zum neuen Jahr: Der Treibhausgasausstoss ist 2023 auf dem niedrigsten Stand seit den fünfziger Jahren gelandet. So titeln die meisten Reporter, die über eine aktuelle Studie des regierungsnahen Klima-Think-Tanks Agora Energiewende berichten.

Doch der Sekt hinterlässt eine dicke Birne.

Nützt der Klimabilanz nichts

Habeck wird ihn schlecht vertragen, zumal wenn er als Wirtschaftsminister, der er auch ist, auf das Ergebnis schaut. Gemäss den Agora-Berechnungen sind nämlich nur 15 Prozent des CO₂-Rückgangs Einsparungen, die sich aus dem Ausbau erneuerbarer Energien, Effizienzsteigerungen sowie dem Umstieg auf CO₂-ärmere oder klimafreundliche Brennstoffe ergeben.

Etwa die Hälfte der Emissionsminderungen geht laut der Analyse auf krisenbedingte Produktionsrückgänge



Krisenbedingte Produktionsrückgänge: Bundesminister Habeck.

und einen deswegen geringeren Stromverbrauch zurück. Sie sind ein an Deutlichkeit nicht zu überbietendes Zeichen für Deindustrialisierung.

Daneben sorgen Stromimporte aus dem Ausland dafür, dass es in Deutschland weniger qualmt. Der Klimabilanz nützt das natürlich genau nichts.

Die Studie ist deswegen alles andere als eine Lobeshymne auf die Arbeit des Klima- und Wirtschaftsministers.

Ihre wahre Überschrift müsste lauten: «Klappe zu, Affe tot».

Oliver Stock

«Ungarn ist für Juden das sicherste Land Europas»

Rabbiner Schlomo Köves räumt mit Vorurteilen auf: Viktor Orbáns Regierung sei für Juden ein Segen.

Maria Petruska



«Eine Art Insel der Ruhe»: Gottesmann Köves.

Budapest

London, Paris, Berlin – im Zuge des Gaza-Krieges ist Antisemitismus quer durch Europa aufgeflammt. Kaum jedoch in Ungarn. Das Land, das von der internationalen Presse und Politik gern in die rechte Ecke gedrängt wird, bietet Juden Schutz wie kein zweites in Europa, wie uns Oberrabbiner Schlomo Köves erklärt.

Köves, 1979 in Budapest geboren, ist Vorsitzender der Vereinigten Ungarischen Israelitischen Glaubensgemeinschaft (EMIH) in Budapest.

Weltwoche: Rabbiner Köves, gibt es in Ungarn Antisemitismus, und wenn ja, welchen Ursprungs?

Schlomo Köves: Natürlich gibt es leider auch in Ungarn Antisemitismus. Dieser unterscheidet sich aber grundlegend vom derzeit «modischen» Antisemitismus in vielen westeuropäischen Ländern, der die physische Sicherheit und das Alltagsleben der Juden gefährdet. In Osteuropa haben wir es mit einem

traditionellen Antisemitismus zu tun, einer Art Lebenshaltung von alters her. Studien zeigen, dass in Ungarn zwischen 10 und 15 Prozent der Menschen solche traditionell antisemitischen Ansichten hegen. Aus diesen resultieren in aller Regel aber keine Übergriffe. In den letzten zehn bis fünfzehn Jahren hat die ungarische Regierung zudem durch entschlossene Massnahmen in Gesetzgebung, Rechtsprechung und Polizeiarbeit sowie durch enge Zusammenarbeit mit den jüdischen Gemeinden die Lage weiter verbessert.

Weltwoche: Wie steht Ungarn im Vergleich mit Westeuropa da?

Köves: In Belgien, Frankreich und leider auch in Deutschland gibt es jährlich Hunderte von gewalttätigen Übergriffen gegen Juden, bis hin zu Morden. Diese Hassverbrechen werden überwiegend von radikalisierten Elementen muslimischer Gemeinden verübt. In Ungarn gibt es aber praktisch keine islamische

Gemeinschaft. Gerade im Lichte der Ereignisse der vergangenen Wochen zeigt sich, dass Ungarn schon seit Jahren das sicherste Land Europas für Juden ist. In Ungarn leben rund 100 000 Juden, die meisten von ihnen im Grossraum Budapest. In absoluten Zahlen hat Ungarn nach Frankreich und Deutschland den drittgrössten jüdischen Bevölkerungsanteil. In Ungarn hat das Judentum sehr tiefe historische und kulturelle Wurzeln, bis hin zu vielen jiddischen Wörtern in der ungarischen Sprache.

Weltwoche: In westeuropäischen Grossstädten gibt es No-go-Zonen für Juden, wo sich diese nicht mit Kippa und Davidstern zu erkennen geben wagen. Wie steht es damit in Ungarn?

Köves: Das ist eine sehr erschreckende Entwicklung. In Ungarn, wo sich die Lage für Juden in den letzten rund fünfzehn Jahren weiter verbessert hat, kennen wir so etwas faktisch nicht. Von 2006 an hatte die extreme Rechte, namentlich die Partei Jobbik, eine bedeutende Rolle in der ungarischen Politik

gespielt, machte mit Aufmärschen von sich reden. Dieser Einfluss ist seit 2013 stark zurückgegangen. Heute ist die Sicherheit für Juden in Ungarn maximal gewährleistet. Überhaupt ist Ungarn eines der sichersten Länder Europas, eine Art Insel der Ruhe. Die Zahl der Gewaltverbrechen ist minimal. Nicht zufällig ist Budapest für Touristen aus Israel die beliebteste Städtedestination. Noch vor drei Monaten hatten wir täglich sieben Flugverbindungen zwischen Budapest und Israel. Es kamen jährlich mehr als 300 000 israelische Touristen zu uns, eine beeindruckende Zahl.

Weltwoche: In vielen Medien in Westeuropa wird Ministerpräsident Viktor Orbán des Antisemitismus bezichtigt, vor allem wegen seiner

«Nicht zufällig ist Budapest für Touristen aus Israel die beliebteste Städtedestination.»

Kampagne gegen den ungarisch-amerikanischen Milliardär George Soros. Sind Orbán und seine Regierungspartei Fidesz antisemitisch?

Köves: Die Kampagne gegen Soros mag nicht meinem Geschmack entsprechen. Aber nicht jede politische Kritik an George Soros ist automatisch antisemitisch. Auch in Israel gibt es Kritik an Soros, die man schwerlich als antisemitisch abtun kann. Jede Kritik an Soros als antisemitisch zu verwerfen, ist etwa so, als würde man einen Bewunderer George Washingtons als Fürsprecher der Sklaverei diffamieren, nur weil Washington einst Sklaven gehalten hatte.

Weltwoche: Ist in Ungarn, wie es westliche Medien ebenfalls oft darstellen, die Pressefreiheit gefährdet?

Köves: Nach meiner Auffassung gibt es in Ungarn zahlreiche Medien, die hart mit der Regierung ins Gericht gehen. Der grösste private Fernsehsender RTL ist regierungskritisch. Es kann keine Rede davon sein, dass es um die Pressefreiheit in Ungarn so schlecht stehe wie etwa in Russland oder der Türkei.

2024: Jahr des Politikwechsels

Die CDU muss ihre AfD-Brandmauerpolitik vor den Landtagswahlen überdenken.



Das neue Jahr könnte interessant werden. Nicht nur, weil die FDP immer noch keine Anstalten macht, ihren politischen Selbstmord durch einen Ausstieg aus der Ampelkoalition zu verhindern, sondern vor allem hinsichtlich der Landtagswahlen in drei ostdeutschen Bundesländern.

Sowohl in Thüringen, Sachsen als auch in Brandenburg steht die AfD laut Umfragen mit komfortablem Abstand zu den Altparteien an der Spitze. In Thüringen sind es ganze 12 Prozent, die zwischen den Blauen und der zweitplatzierten CDU liegen. Auf 34 Prozent kommt die AfD hier. In Sachsen sind es gar 35 Prozent und in Brandenburg immerhin 27 Prozent.

Wir reden hier über Werte, die zuletzt nur Angela Merkel zu ihren Hochzeiten bei der CDU auf Bundesebene erzielen konnte. Längst ist die AfD im Osten zur Volkspartei avanciert. Einzig ein Bündnis Sahra Wagenknecht hätte das Potenzial, die Ergebnisse noch einmal durchzurütteln. Auf bis zu 20 Prozent käme die Partei der ehemaligen Linken-Chefin gemäss Experten. Dies ginge sowohl zu Lasten der Linkspartei als auch der AfD. Denn ähnlich wie die Ost-AfD versteht es Wagenknecht, die Themen Migration und Wokismus mit grundsätzlicher Kapitalismuskritik zu verbinden. Mit den wirtschaftsliberalen Protagonisten aus dem Westen haben hier die wenigsten AfD-Politiker etwas gemein.

Ob das Bündnis Sahra Wagenknecht bereits im nächsten Jahr bei den Landtagswahlen in Sachsen, Thüringen und Brandenburg antreten kann, bleibt allerdings ungewiss. Es heisst, man wolle sich zunächst auf die Europawahlen im

Juni konzentrieren. Bislang ist auch fraglich, ob die neugegründete Partei überhaupt in der Lage ist, bis zum September, wenn die ersten Wahlen stattfinden, eigene Landesverbände zu gründen. Auch die Finanzierung des Wahlkampfes scheint noch unklar.

Rechnet man ohne das Bündnis der 54-Jährigen, ergibt sich allein in Thüringen die spannende Situation, dass die CDU, sollte man die vielbeschworene Brandmauer zur AfD aufrechterhalten wollen, rechnerisch eigentlich keine andere Wahl hätte, als die relativ starke Linkspartei mit ins Boot zu holen. Auf 20 Prozent kommt diese derzeit in den Umfragen. Mit der CDU wären es 42 Prozent. Die SPD kommt gerade einmal auf 9 Prozent. Grüne und FDP wären nach derzeitigem Stand raus.

Da eine Koalition zwischen CDU und Linkspartei einigermaßen grotesk anmutet, bliebe noch die Option einer sogenannten Minderheitsregierung. Eine solche ist jedoch bekanntermassen in ihrer Handlungsfreiheit

Es ist dem Letzten klargeworden, dass es einen Kurswechsel ohne AfD nicht geben wird.

eingeschränkt, benötigt für jedes Gesetzesvorhaben die Zustimmung der Parteien, die sie tolerieren. Die klare Grenze zwischen Regierung und Opposition verschwimmt, da man gezwungen ist, sich immer die Zustimmung der eigentlichen Opposition einzuholen.

Vor allem aber droht die Gefahr, die ohnehin schon wütende Bevölkerung weiter zu erzürnen, wenn man auch bei den kommenden Wahlen klar gegen den Wählerwillen agiert. Eine Mehrheit der Wähler im Osten – und übrigens mittlerweile auch auf Bundesebene – wünscht sich ein schwarzblaues Bündnis und noch viel mehr als das. Die Menschen wollen einen Politikwechsel. Sie wollen nicht mehr das Gefühl haben, dass, egal, was sie wählen, am Ende immer grüne Politik dabei herauskommt. Und genau das ist die letzten Jahre ohne Beteiligung der AfD passiert.

Das Beispiel Berlin zeigt es am besten: Hier wurde im Nachgang der vorletzten Silvesternacht CDU gewählt, weil man sich eine härtere «Law and Order»-Politik wünschte. Am Ende gab es mit Kai Wegner einen Winterabschiebestopp und einen Queer-Beauftragten für jeden Bezirk. Es ist exakt jene Ignoranz gegenüber dem Wählerwillen, welche die AfD erst so stark gemacht hat. So ist wohl mittlerweile auch dem Letzten klargeworden, dass es ohne eine Beteiligung der AfD einen wirklichen Kurswechsel auf dem Schiff namens Deutschland nicht geben wird.

Die CDU kann sich also überlegen, ob sie den selbstmörderischen Weg der FDP mitgeht und ebenfalls auf absehbare Zeit im politischen Nirwana verschwindet. Oder ob man vielleicht etwas Neues wagt, das ohnehin nicht schlimmer werden kann als das, was wir jetzt vorfinden. Klar ist: Die Zeichen stehen auf Politikwechsel. Noch kann die CDU ihn mitgestalten.

Christ und Demokrat

Wolfgang Schäuble lebte für mich gemäss dem grossen Schweizer Gelehrten Carl Hilty: «Das Glück des Lebens besteht nicht darin, wenig oder keine Schwierigkeiten zu haben, sondern sie alle siegreich und glorreich zu überwinden.» Sein Lebenswerk ist kolossal.

Christian Wulff

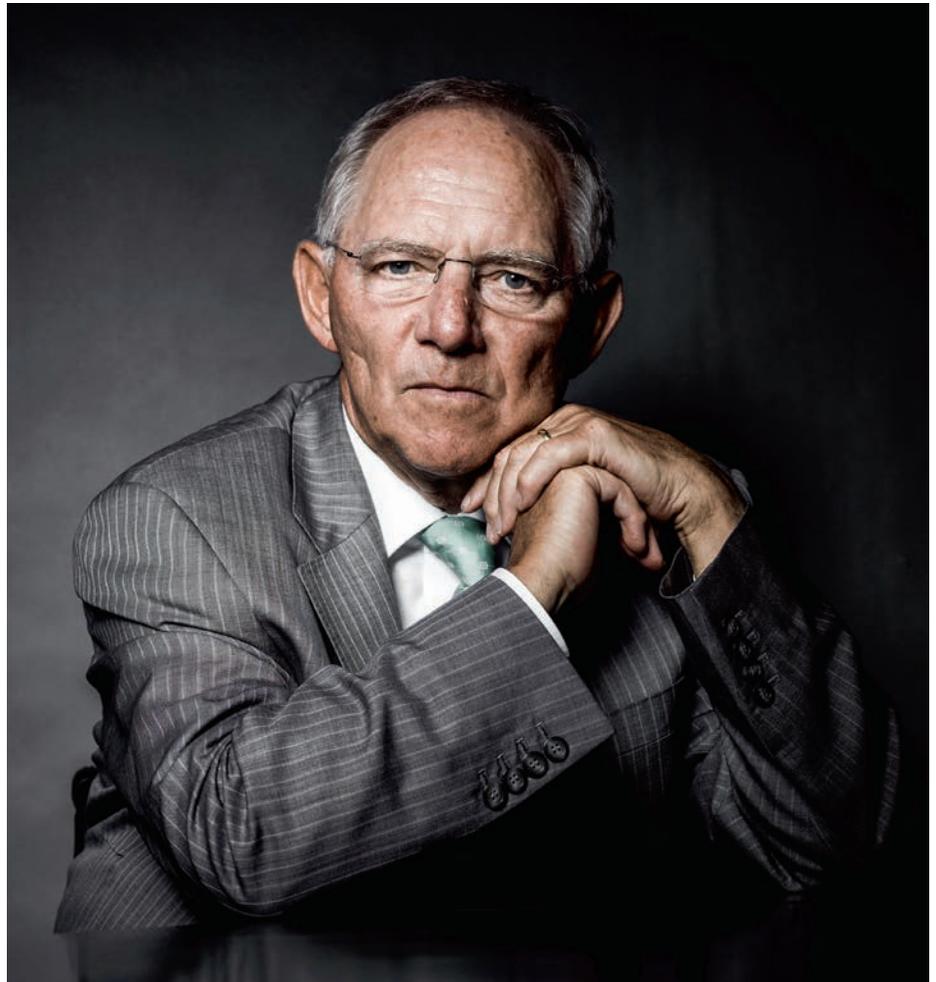
Die Trauer um den Tod von Wolfgang Schäuble ist erkennbar über Deutschland hinaus ausserordentlich gross. Bei vielen wird ein besonders grosser Verlust spürbar. Warum? Warum hörten immer alle so aufmerksam zu, wenn Wolfgang Schäuble das Wort ergriff?

Stets sprach er reflektiert, konzentriert aus, worauf es in diesem Moment ankam, und nicht, was gerade ankam. Um die Zukunft zu sichern, brauche es Mut, Ambition, echtes Ringen und Streiten um den besten Weg, wirkliche Lösungen, nicht die – vielleicht karriereförderliche – Verständigung auf den allerkleinsten gemeinsamen Nenner oder liebgewonnene Rezepte von gestern. Das war sein Anspruch – hart gegen sich selbst und extrem anspruchsvoll gegenüber seiner Umgebung. Kein Termin war ihm dafür zu weit oder zu unwichtig.

Unpräzise, klar, mit Humor

Aus seiner Sozialisation (Jahrgang 1942) wusste er: Nichts kam und kommt von allein, und wenig ist automatisch von Dauer. Die deutsch-französische Freundschaft sah er immer als den Tempomacher Europas, die europäische und die deutsche Einigung, deren Baumeister er wurde, die soziale Marktwirtschaft, die Demokratie: Alles erfordere sowohl ständige Einsatzbereitschaft als auch erhebliche Fortentwicklungen, um ökologische Herausforderungen zu bestehen und wettbewerbsfähig zu bleiben. Es ging ihm dabei immer um die Sache, das Wohl des Landes, den Frieden, den Wohlstand, den Ernst der Lage: unpräzise, klar, ohne Floskeln, mit Humor bis zur bitteren Ironie. Immer unbequem und zugleich loyal. Soeben noch riet er in der *Zeit*, «im Sinne Lessings klug zu handeln, statt andächtig zu schwärmen». Es war ein Wink auch an seine Partei.

Wolfgang Schäuble hatte Ahnung und Haltung, enorme Kompetenz in der Innen-, Wirtschafts-, Finanz-, Europa- und Gesellschaftspolitik, Unabhängigkeit und Mut. Eigenschaften derer, die seit Jahrzehnten weniger in die Politik gehen. Diese bittere Erkennt-



Intellektuelle Autorität: Staatsmann Schäuble (1942–2023).

nis sollten wir uns eingestehen beziehungsweise die dramatischen Folgen, wenn dies weiter anhält. Wolfgang Schäuble förderte deshalb unaufhörlich junge Menschen, um sie zur Übernahme von Verantwortung zu ermutigen und zu befähigen.

Ermunterung zur kritischen Debatte

1998 wurde Wolfgang Schäuble CDU-Vorsitzender. Er verhinderte von Anfang an, die Wahlniederlage 1998 wie die im Jahre 1969 erneut als Betriebsunfall zu betrachten. Seine Generalsekretärin Angela Merkel liess er mit

dem Slogan «Mitten im Leben» verhindern, dass sich die CDU in ein Schneckenhaus der miefigen Selbstvergewisserung zurückzog. Im Präsidium ermunterte er zu kritischen Debatten von Angesicht zu Angesicht, nach aussen verlangte er Loyalität und Geschlossenheit. Von keinem Politiker habe ich in so kurzer Zeit so viel gelernt. Er hatte vor 1998 bereits wegweisende Beschlüsse zur Steuervereinfachung vorgelegt, die an Pragmatismus und fehlendem Mut der Regierenden scheiterten. Nun wollte er weitreichende Reformvorschläge für die sozialen Sicherungssysteme mit mehr

Eigenverantwortung, eine moderne ortsnahe Arbeitsvermittlung und Bürokratieabbau zur programmatischen Vorbereitung der Bundestagswahl 2002.

Mir vertraute er als einem seiner Stellvertreter den Vorsitz der Kommission «Sozialstaat 21» an, und wir bereiteten tatsächlich einen ambitionierten Reformwahlkampf vor, der nach Meinung der dann Verantwortlichen sich später nicht mehr wiederholen sollte. So entstand sicher auch ein bis heute verschärfter Reformnotstand. Als er spätnachts am Ende einer Präsidiumssitzung im provisorischen Gebäude der CDU-Bundesgeschäftsstelle an der Mauerstrasse in Berlin-Mitte im Jahr 2000 seinen Rücktritt für den nächsten Tag ankündigte, hatte ich das einzige Mal in einer CDU-Sitzung Tränen in den Augen. Er stürzte über eine Parteispendenaffäre, die andere zu verantworten hatten, war aber unersetzlich.

Rat für ein glückliches Leben

Wolfgang Schäuble war eine intellektuelle Autorität mit einem unerschöpflichen Lebenswerk, als Christ und Demokrat. Er schuf beispielsweise 2006 wegweisend die Deutsche Islam-Konferenz, ein Dialogformat, um das uns noch heute andere Länder beneiden. Er sagte als Erster, dass inzwischen auch der Islam zu Deutschland und Europa gehöre. Er sah die zu lösenden Probleme viel früher als andere, nämlich die Muslime in unsere Verfassungsordnung zu integrieren. Die Aufregung, die

Von keinem Politiker habe ich in so kurzer Zeit so viel gelernt.

ich bis heute ausgelöst habe, als ich dies sagte, hat sicher zur Grundlage, dass ich es am Tag der Deutschen Einheit gesagt habe, dass ich es als Bundespräsident gesagt habe, und vor allem, dass ich es auf dem Höhepunkt der Sarrazin-Debatte 2010 gesagt habe. Aber vermutlich gehört zur Wahrheit auch, dass ich nicht das Vertrauen und die enorme Autorität von Wolfgang Schäuble hatte.

Für mich lebte Wolfgang Schäuble gemäss dem grossen Schweizer Gelehrten Carl Hilty: «Das Glück des Lebens besteht nicht darin, wenig oder keine Schwierigkeiten zu haben, sondern sie alle siegreich und glorreich zu überwinden.» Für die Zukunft hinterlässt uns Vorbild Wolfgang Schäuble einen Rat: «Man führt ein glückliches Leben, wenn man weiss: Es ist begrenzt und in jeder Sekunde unvorhersehbar.»

Christian Wulff ist Bundespräsident a. D. der Bundesrepublik Deutschland und Ministerpräsident a. D. des Landes Niedersachsen.

WOLFGANG SCHÄUBLE

Er ist nie Kanzler geworden – *so what?*

Moskau, Bar des Hotels «Kempinski», 12. März 1998: Rudolf Seiters, der für Aussenpolitik zuständige stellvertretende Fraktionschef der CDU/CSU und Kanzler-Vertrauter, ist mit einer Gruppe junger Unionsabgeordneter, darunter Peter Altmaier, Armin Laschet, Hermann Gröhe, Eckart von Klæden und ich, zu politischen Gesprächen in Moskau. Wir kommen von einem Termin bei Aussenminister Jewgeni Primakow, den Helmut Kohl uns besorgt hatte, und sitzen nun für einen Absacker in der Bar des Hotels «Kempinski». Blick durch die Fenster auf den hell erleuchteten Kreml – aber wir haben am heutigen Abend nur ein Thema: Mit wem soll die Union in den nächsten Bundestagswahlkampf im Herbst?

Helmut Kohl hat bereits erklärt, dass er es «noch einmal wissen will», aber keiner von uns (mit Ausnahme von Rudolf Seiters) glaubt, dass er eine Chance gegen Gerhard Schröder haben wird. Andererseits: Keiner von uns will einen Putsch gegen den Kanzler, er hat enorme Verdienste um das Land. So erklärt jeder, dass es nur mit, nicht gegen Kohl gehe. Er müsse überzeugt werden – allerdings erst nach der Entscheidung des Europäischen Rates über die Euro-Einführung am 3. Mai –, Schäuble vorzuschlagen. Die meisten wollen eine «Doppelspitze»: Kohl zieht als Kanzler der Einheit durch das Land, Schäuble tritt als Erneuerer und Reformier für die Zeit nach der Wahl an. Wir bitten Rudolf Seiters, den Gesprächsinhalt dieser Runde dem Kanzler zu übermitteln.

Schäuble-Salons

Helmut Kohl wurde von Seiters informiert – und zeigte wenig später, was er davon hielt. Am 24. April 1998, dem Freitag vor der Landtagswahl in Sachsen-Anhalt, erschien auf Seite eins der *Bild*-Zeitung ein Artikel: «Putsch gegen Kohl in Moskau». Darunter Fotos von Peter Altmaier, Hermann Gröhe und mir. Natürlich war der Artikel aus dem Kohl-Lager lanciert worden. Kein Wort davon, dass wir eine einvernehmliche Lösung mit Kohl anstrebten. Kurz vor der Landtagswahl mussten wir sofort dementieren und öffentlich unsere Loyalität zum Kanzler bekunden. Der einvernehmliche Stabwechsel war gescheitert. Kohl hatte die Sache «mit links» beerdigt.

Für mich steht ausser Frage, dass es damals eine grosse Mehrheit in Fraktion und Partei gab, die Schäuble als Kanzler-

kandidaten wollte. Er war das unumstrittene inhaltliche und strategische Schwergewicht der Union: erfahren, kompetent, integer. Kohl war bereits sechzehn Jahre Kanzler. Volk und Partei sehnten sich nach einem neuen Gesicht. Gleichzeitig aber waren alle – einschliesslich Schäuble – wirklich im Innersten loyal, man wollte «den Alten» nicht davonjagen, wie es die SPD 1987 mit Willy Brandt getan hatte.



Im Innersten loyal: Schäuble (l.), Pflüger.

Hätte Schäuble das entsprechende Signal gegeben – er wäre Kanzlerkandidat und wahrscheinlich Kanzler geworden. Es gab nämlich 1998 keine allgemeine Wechselstimmung, nur eine Kanzler-Wechselstimmung. Aber für Schäuble spielten Loyalität, Einordnung in die Gemeinschaft, Zurückstellung der eigenen Interessen gegenüber denen von Land und Partei immer eine überragende Rolle. Ein badi-scher Protestant durch und durch. Fleiss, Pflichtbewusstsein, Anstand und Verlässlichkeit spielten in seinem Leben dement-sprechend eine entscheidende Rolle.

Gleichzeitig war er stets neugierig, belesen, tauschte in langweiligen Parlaments-sitzungen mit seinen neben ihm sitzenden Kollegen flüsternd Lesetipps aus. Von Zeit zu Zeit lud er zu kleinen Abendrunden in die parlamentarische Gesellschaft, eine Art Schäuble-Salon. Da kamen dann Wissen-schaftler, Intellektuelle und Journalisten. Schäuble wollte immer dazulernen und lebte in solchen Runden regelrecht auf.

Er ist nie Kanzler geworden, *so what?* Er brauchte das Amt gar nicht, denn er hat mit seiner Persönlichkeit Deutschland über Jahrzehnte geprägt wie kaum ein anderer.

Friedbert Pflüger

Friedbert Pflüger war CDU-Bundestagsabgeordneter, aussenpolitischer Sprecher der Union und parlamentarischer Staatssekretär der Regierung Merkel. Heute ist er Geschäftsführer der Denkfabrik Clean Energy Forum (CEF).

«Die Qualität in Hollywood ist enorm»

Der Zürcher Kameramann Ueli Steiger arbeitet seit über dreissig Jahren in den USA. Er drehte mit Dennis Hopper und hatte Jennifer Lopez vor der Linse. Jetzt tritt er kürzer. Mit uns spricht er über sein Leben und seine Erlebnisse in der Filmmetropole.

Benjamin Bögli



«Ich wollte Kinofilme machen und musste weg»: Steiger in seinem Haus in Silver Lake, Los Angeles.

Los Angeles

Ueli Steiger hat Pasta gekocht. Wir treffen den zuvorkommenden Zürcher, 69, in seinem grosszügigen, aber nicht klotzigen Haus, das er Anfang der neunziger Jahre mit seinem Partner Thomas Nellen gekauft hat. Es befindet sich etwas erhöht in Silver Lake, einem Quartier in Los Angeles, in dem gerne ein Bohème-Lebensstil gepflegt wird. Auch Nellen kennt die Traumfabrik bestens. Der 62-Jährige ist der persönliche Maskenbildner von Jeff Bridges und verantwortlich für Hair and Make-up in Martin Scorseses jüngstem Epos, «Killers of the Flower Moon». Falls der Film in dieser Kategorie einen Oscar gewinnt, erhält ihn Nellen. Steiger und Nellen haben sich vor über vierzig Jahren in Zürich kennengelernt und kamen gemeinsam nach L.A. Letztes Jahr entschied sich Steiger, in Pension zu gehen. Beim ausgedehnten Mittagessen auf der gemütlichen Terrasse blickt der Kameramann auf seine Karriere zurück.

Weltwoche: Herr Steiger, wann erwachte in Ihnen die Faszination fürs Filmen?

Ueli Steiger: Das war schon sehr früh in der Pubertät. Ich begann damals mit einem Jugendfreund Filme zu drehen.

Weltwoche: Ihre Eltern unterstützten diese Leidenschaft?

Steiger: Ja, mein Vater war schon ein begeisterter Filmer, der mit seiner 8-Millimeter-Kamera seine Reisen dokumentierte. Für unsere kleinen Filme, die wir im Gymnasium in Wetzikon im Zürcher Oberland drehten, stellte er uns seine Kameras zur Verfügung.

Weltwoche: Die Bedingungen waren also ideal?

Steiger: Ja, und ich hatte eine unbeschwertere Kindheit. Mein Vater war ETH-Ingenieur, wir waren mittelständisch, hatten ein grosses Mietshaus, einen Bootsplatz, zwei Autos. Alle meinten, wir seien reich, aber meine Mutter musste am Ende des Monats dann doch immer schauen, dass es reichte. Wir hatten ein offenes Haus, viel Besuch. Und ich konnte an einem der schönsten Orte der Welt, in Uerikon am Zürichsee, aufwachsen. Rückblickend muss ich sagen, dass ich mit einem sehr leichten Rucksack ins Erwachsenenleben starten konnte. Ich merkte, dass ich schwul war, aber das war für mich kein Problem. Es gab keinen Druck, auch nicht an der Schule, dass man zum Beispiel eine Freundin haben musste. Ich glaube, heutzutage ist das schwieriger.

Weltwoche: Oft hört man aber, es hätten damals miefige, repressive Zeiten geherrscht ...

Steiger: Ich spürte das nicht. Klar, mein Outing brauchte Überwindung, aber alle gingen unverkrampft damit um. Auch meine Eltern. Sie waren beide Pfarrerskinder, waren selber aber nicht religiös, jedoch auch keine Kirchengegner. Sie hatten sich einfach von ihren Eltern abgenabelt.

Weltwoche: Und später in Hollywood, war da die Homosexualität ein Thema?



«Der Druck ist unglaublich gross»: mit Jennifer Aniston am Set von «Rock Star» (2001); mit Dennis Hopper, 1990.

Steiger: Auch da war es völlig locker, neutral. Alle wussten, dass ich schwul war. Bei mir im Kamerateam ging es vielleicht einfach weniger machohaft zu und her als anderswo, ich stellte auch immer viele Frauen ein. Für meine Karriere spielte die Sexualität keine Rolle.

Weltwoche: Waren Sie rebellisch?

Steiger: Ich musste nicht rebellisch sein, meine Kindheit war zu schön. In der Schule waren wir natürlich alle links und machten die Lehrer wahnsinnig. Ich war aber kein Strassenprotestler: Die Achtundsechziger waren vorbei, und als die achtziger Bewegung losging, war ich bereits in London.

Weltwoche: Wie kam es dazu?

Steiger: Ich fing an der Uni Zürich an, Kunstgeschichte und Anglistik zu studieren, eine Filmschule gab es in der Schweiz zum Glück noch nicht.

Weltwoche: Wieso zum Glück?

Steiger: Dann wäre ich in der Schweiz hängengeblieben und würde fürs Fernsehen arbeiten (*lacht*). Heute gibt es in der Schweiz

«Redford zeigte auf die Bergkulisse und sagte, sie erinnere ihn an Eiger, Mönch und Jungfrau.»

diverse Filmschulen, die unzählige Regisseure ausspucken. So wird aber nur das Mittelmass gefördert. Ins Ausland muss niemand mehr. Dass wir uns richtig verstehen: Ich habe überhaupt nichts gegen das Schweizer Fernsehen, ich habe ja auch viel dort gearbeitet. Aber ich wollte Kinofilme machen und musste weg.

Weltwoche: Was taten Sie?

Steiger: Ich wollte einfach zum Film. Auf Drängen meines damaligen Freundes rief ich beim Schweizer Fernsehen an. Ich wurde gleich als Kabelträger angestellt und arbeitete wochenweise, zum Beispiel für Kurt Felix' «Teleboy».

Weltwoche: Sie haben das Handwerk also von der Pike auf gelernt?

Steiger: Ja. Ich sah beim Fernsehen genau, welche Kamera wie positioniert sein musste. Ich fand es dort toll, und ich verdiente sogar Geld! Etwas später wurde ich Fahrer bei der Firma Lang-Film, die Spielfilme produzierte. Lang war bei «Ursula» dabei, der ersten und wohl einzigen DDR-BRD-Kino-Co-Produktion überhaupt. Da sah ich zum ersten Mal wirklich, wie man einen Kinofilm macht. Ich arbeitete auch an Produktionen von Xavier Koller und Alfi Sinniger [die späteren Oscar-Preisträger für «Reise der Hoffnung», die Red.]. Sinniger riet mir, nach London an die Filmschule zu gehen.

Weltwoche: Und Sie wurden aufgenommen?

Steiger: Ich musste wegen meines Anglistik-Studiums ohnehin ein Jahr nach Grossbritannien. Ich ging aber nicht an die Uni, sondern meldete mich an der London Film School an und kam rein.

Weltwoche: Der erste englischsprachige Film, an dem Sie beteiligt waren, stammt aus dem Jahr 1982 und hiess «Privileged». Es war auch der erste Film von Hugh Grant ...

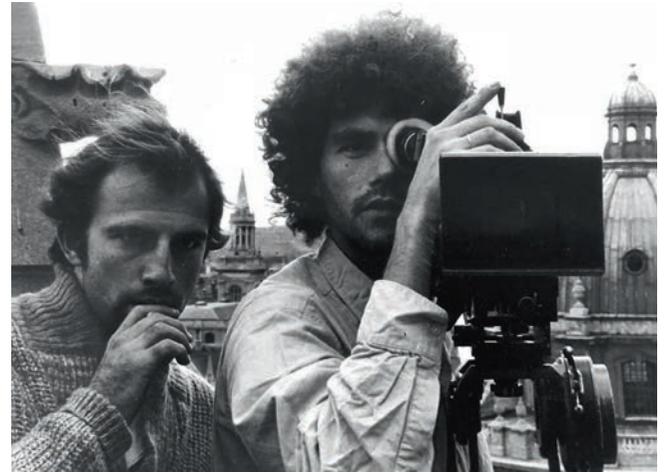
Steiger: ... genau. Der Amerikaner Michael Hoffman, der damals noch studierte, drehte diesen Spielfilm, der von Oxford-Studenten handelte. Der Kontakt kam über eine Freundin an der Filmschule zustande. Ich wurde als Kameraschwenker engagiert.

Weltwoche: Erkannte man die Star-Qualitäten von Grant schon damals?

Steiger: Er hatte keine grosse Rolle, aber er sah einfach supergut aus. Grant war der schönste Brite, den ich je gesehen hatte. Helena Bonham-Carter spielte auch mit, und der berühmte Hollywood-Regisseur John Schlesinger [«Marathon Man», die Red.] war ebenfalls in den Film involviert. Dank ihm hatten wir das beste Film-Equipment.

Weltwoche: Wie wichtig war der Film für Sie?

Steiger: Sehr wichtig. Ich arbeitete danach weiter mit Michael Hoffman. So kam ich immer wieder in die USA. Sein Mentor war Robert Redford. Einmal gingen wir zu Redford nach Hause auf



«Er schenkte mir eine Zigarre»: Don Johnson in «The Hot Spot» (1990); «Privileged» (1982) mit Michael Hoffman.

seine Ranch in Utah. Er zeigte auf die Bergkulisse und sagte, sie erinnere ihn an Eiger, Mönch und Jungfrau, deshalb habe er das Land hier gekauft.

Weltwoche: Sie arbeiteten sonst aber nach wie vor in der Schweiz?

Steiger: Ja, als Kamera-Assistent für Schweizer Filme, und ich produzierte auch selber Industriefilme. Einmal war Mike Hoffman zu Besuch in Zürich und erhielt einen Telefonanruf, dass sein neuer Film «Promised Land» mit Meg Ryan und Kiefer Sutherland grünes Licht bekommen habe. Ich wollte unbedingt dabei sein. Nach der ersten Drehwoche wurde der Kameramann entlassen,

«Jennifer Lopez hat eine dermassen strahlende Präsenz, da kann man eigentlich nichts falsch machen.»

ich sprang ein, und sie behielten mich, weil ich nichts kostete. Das war mein erster Eintrag als Kameramann in einem amerikanischen Film. «Promised Land» kam 1987 ins Kino. 1988 drehten wir in Kanada dann den von Redford produzierten Film «Some Girls» mit Patrick Dempsey und Jennifer Connelly.

Weltwoche: Wann verliessen Sie die Schweiz ganz?

Steiger: Das dauerte noch eine Weile. Unterdessen hatte ich eine Agentin in L.A., die mich für eine Woche nach Hollywood einlud. Ich traf zwei oder drei Studio-Bosse. Ich hatte keine grossen Erwartungen. Aber die sagten: «Hey Ueli, «Promised Land» war grossartig, und «Some Girls» hatte beeindruckende Nachtszenen, wie hast du das nur gemacht?» Ich war völlig baff, dass die meine Filme tatsächlich gesehen hatten. In der Schweiz hatte während sechs Jahren nie jemand Interesse gezeigt.

Weltwoche: In Hollywood schon ...

Steiger: Ja, das ist der Unterschied. Meldet man sich in der Schweiz bei jemandem, sagen die: O nein, der will etwas von mir. In Amerika ist man sofort begeistert, wenn man etwas vor-

zuweisen hat. Du merkst gleich: Die wollen Leute entdecken – und klar, ich war günstig. Es herrschte hier einfach eine grundsätzlich andere Einstellung. Das ist unheimlich motivierend. Zurück in der Schweiz, erhielt ich von meiner Agentin an einem Freitag einen Anruf, Dennis Hopper wolle mich sehen ... Hopper war eines meiner Vorbilder! Ich nahm den nächsten Flieger, und am Montag war das Meeting.

Weltwoche: Wo trafen Sie sich?

Steiger: Hopper wohnte in einem der ersten Häuser des berühmten Architekten Frank Gehry in der schlimmsten Gegend von Venice. Ich klingelte, und Hopper liess mich rein.

Weltwoche: Wie war «Easy Rider» Dennis Hopper?

Steiger: Er war natürlich ein Künstler-Typ. Er hatte damals den Drogen bereits abgeschworen. Wir sprachen nicht über das Drehbuch, worum es eigentlich gegangen wäre, sondern eine halbe Stunde über Jennifer Connelly, weil er den Film «Some Girls» gesehen und sich in ihre Brüste verliebt hatte. Nach diesem Treffen erhielt ich einen Anruf, dass er mich gerne als Kameramann seines Films «The Hot Spot» (1990) mit Don Johnson – und Jennifer Connelly – buchen würde. Ich konnte es kaum glauben. Das war dann der erste Film mit mir, der auch in Zürich ins Kino kam. Da hat man mich zum ersten Mal auch in der Schweiz wahrgenommen.

Weltwoche: Weshalb hatte sich Hopper für Sie entschieden?

Steiger: Vermutlich war ihm sympathisch, dass ich Schweizer war, weil seine Kunst an der Art Basel ausgestellt wurde. Bald filmten wir in Texas. Hopper schleppte mich auch auf alle Golfplätze, er war mittlerweile Republikaner geworden. Mit Hopper drehte ich 1994 noch seinen letzten Film, den er als Regisseur machte, «Chasers». Er hat mich immer sehr unterstützt, ich hatte grosse Freiheiten, ich brachte zum Beispiel meine eigene Kamera-Crew mit, mit der ich dann die nächsten zehn Jahre zusammengearbeitet habe.

Weltwoche: So kamen Sie nach Los Angeles?

Steiger: Ich zog mit Thomas 1990 hierhin. Zuvor hatten mich die Paramount-Studios einmal noch aus der Schweiz erste Klasse eingeflogen, das Ticket kostete 18 000 Franken, für den Film «Soapdish» mit Sally Field, Elisabeth Shue und Robert Downey Jr. Das war eine grosse Studioproduktion, und während der Dreharbeiten lernte ich auch den Regisseur Cameron Crowe kennen.

Weltwoche: Mit dem Sie als Kameramann dann den Kultfilm «Singles» mit Bridget Fonda und Matt Dillon drehten. Was war das für ein Gefühl, als Sie merkten: Ich bin jetzt gefragt in Hollywood? Ging da ein ultimativer Traum in Erfüllung?

Steiger: Ich hatte es gar nicht gewagt, mir das zu wünschen. Es ergab sich eigentlich immer eins nach dem anderen, und ich arbeitete einfach immer weiter.

Weltwoche: Bestand nie die Gefahr, abzuheben, eingebildet zu werden?

Steiger: Nein, überhaupt nicht, ich wurde auch nicht reich.

Weltwoche: Sie arbeiteten viele Jahre mit dem Blockbuster-Regisseur Roland Emmerich zusammen. Wie lernten Sie ihn kennen?

Steiger: Walter Lindenlaub, der Kameramann von «Independence Day», rief mich an und sagte, seine Frau erwarte ein Kind, ob ich ein, zwei Tage für ihn übernehmen könne, wenn das Baby komme. Emmerich kannte ich nicht, aber ich verstand mich sofort mit ihm. Wir drehten «Independence Day» zu Ende. Lindenlaub wollte nicht mehr unbedingt zurück, und Emmerich bot mir seinen nächsten Film, «Godzilla», an. Die nächsten zwölf Jahre arbeiteten wir dann zusammen.

Weltwoche: Sie haben Komödien wie «Austin Powers» gedreht und Katastrophenfilme wie «The Day After Tomorrow». Wie kann man sich das vorstellen, herrscht bei einem ein Riesengaudi, und beim andern ist es todernst?

Steiger: Nicht unbedingt. Komödien sind sehr schwierig zu drehen, weil man sie so filmen

muss, dass man das Material richtig schneiden kann. Wenn etwas auf dem Set lustig ist, heisst es noch lange nicht, dass es auch auf der Leinwand lustig rüberkommt. Bei einer Komödie musst du sehr viel Filmmaterial haben, damit sie wirklich funktioniert. «Austin Powers» war äusserst schwierig zu drehen, Mike Myers [Drehbuchautor und Hauptdarsteller, die Red.] ist Perfektionist. Wir mussten wahnsinnig viele Takes machen. Myers sorgte aber immer für gute Stimmung, er sang jeden Tag einen Ueli-Steiger-Song, und er schenkte mir eine Karaoke-Anlage.

Weltwoche: Mit Emmerich haben Sie Filme mit riesigen Budgets gemacht. Man stellt sich das als Aussenstehender sehr reizvoll vor, wenn man so viel Geld zur Verfügung hat. Wie ist es tatsächlich?

Steiger: Man ist dann auch sehr lange dabei, «The Day After Tomorrow» dauerte fast zwei Jahre. Aber es ist natürlich schon heiss, wenn man Filme macht, die alle gesehen haben, wenn man Filme wie «Godzilla» oder «Austin Powers» bei sich im Gestell hat. Es ist das Tolle an diesem Beruf: Man macht etwas, das bleibt. Es gibt allerdings Phasen, da würde man lieber einfach nur Gestelle in einem Supermarkt auffüllen.

Weltwoche: Weshalb?

Steiger: Weil es ein solcher Stress ist. Man muss ständig Entscheidungen treffen und alle um sich herum zufriedustellen. Im Nachhinein ist es immer ganz toll, aber während der Dreharbeiten ist der Druck unglaublich gross. Man muss ständig Kompromisse machen. Filmen heisst Kompromisse machen. Besonders nervenaufreibend sind Aussendreh, weil die Sonne ständig wandert.

Weltwoche: Ist das Licht in Los Angeles tatsächlich so magisch, wie es immer heisst?

Steiger: Nun, die Sonne scheint hier öfter als anderswo, aber auch hier bleibt sie nicht stehen...

Weltwoche: Sie haben den Übergang von der analogen zur digitalen Kamertechnik miterlebt. Es gibt Regisseure wie Quentin Tarantino, Christopher Nolan oder Paul Thomas Anderson, die bewusst noch immer nur mit 70-Millimeter-Kameras, also analog, filmen. Was halten Sie davon?

Steiger: Ich finde es toll, wenn Leute das alte Filmhandwerk weiterhin pflegen, aber ich fordere jeden heraus, der behauptet, er könne unterscheiden, ob ein Film digital oder analog gefilmt wurde. Das ist einfach nur präventiös. Man sieht keinen Unterschied.

Weltwoche: Nach zwölf Jahren mit Roland Emmerich war Schluss, weshalb?

Steiger: Nach dem Film «10.000 BC» hatten wir uns auseinandergeliebt. Roland wurde immer reicher. Er hatte nur noch Leute um sich herum, die ja sagten. Ich habe mich dann einfach einmal ausgeklinkt. Wir sind immer noch Freunde, und ich liebe ihn nach wie vor.

Weltwoche: Sie haben als Kamerachef beim Filmen eine Schlüsselrolle, Sie können einen Schauspieler oder eine Schauspielerin zum Leuchten bringen oder eben auch nicht. Erkennen Sie auf der Strasse, ob jemand das Zeug zum Filmstar hat?

Steiger: Kaum. Man merkt es erst auf dem Set. Schauspielerinnen können unscheinbar sein, und wenn die Kamera läuft, strahlen sie. Aber Jennifer Lopez zum Beispiel, mit der ich meinen letzten Hollywoodfilm, «Second Act», gedreht habe, hat eine dermassen strahlende Präsenz, da kann man eigentlich nichts falsch machen.

Weltwoche: Was unterscheidet den Filmstar von einem normalen Schauspieler?

Steiger: Grundsätzlich ist die schauspielerische Qualität in Hollywood enorm hoch. Schon die kleinste Rolle ist brillant besetzt. Jeder beherrscht seine Rolle, kennt seinen Text aus dem Effeff. In Europa ist das überhaupt nicht so. Der Unterschied zwischen Schauspieler und Star ist, dass ein Star einfach noch mehr Sex-Appeal hat. Ich habe ja mit Don Johnson gedreht. Ich kannte ihn nicht, eigentlich war er total unsympathisch, aber was der an Charme produzieren konnte, wenn er wollte, war unglaublich, der kriegte alle, ob Mann oder Frau. Seine Tochter Dakota kam zur Welt, als wir drehten. Er schenkte mir eine Zigarre.

Weltwoche: Sie sagten vorhin, dass Sie nicht reich wurden. Die Filme, an denen Sie mitwirkten, haben insgesamt knapp 1,7 Milliarden Dollar eingespielt, was blieb da für Sie übrig?

Steiger: Die Gilde der Kameraleute hat keine Gewinnbeteiligung. Ich hatte ein wöchentliches Salär. Beispiel «The Day After Tomorrow»: Ich hatte eine wöchentliche Gage von zirka 9500



«Mir gefällt es in Amerika schon sehr gut»:
mit Partner Thomas Nellen (l.) in L. A.

Dollar, ich verdiente an diesem Film etwa 200 000 Dollar. Das ist schon viel Geld. Roland Emmerich sagte mir nach der Premiere, er verdiene mit dem Film 75 Millionen Dollar. Das ist der Unterschied.

Weltwoche: Fühlten Sie sich unterbezahlt?

Steiger: Nein. Ich habe immer gut verdient. Ich sage das nur, um die Verhältnisse aufzuzeigen. Roland hat es einfach geschickt gemacht, ihm gehörten alle Rechte. Aber eben, reich bin ich nicht geworden. Es waren vier, fünf Jahre, in denen ich etwas über eine Viertelmillion verdient habe, und so konnte ich auch etwas auf die Seite legen.

Weltwoche: 2018 drehten Sie Ihren letzten Film, Sie waren 64. War das eine bewusste Entscheidung, dann in Pension zu gehen?

Steiger: Zwei Filme wollte ich eigentlich noch machen, doch dann kam Covid. Und ich war gezwungen, zu pausieren. Ich musste aber keine Existenzängste haben, ich musste kein Geld mehr verdienen. Als es mit den beiden geplanten Filmen nichts mehr wurde, kam ich an einen Punkt und sagte: Sayonara, jetzt höre ich auf.

Weltwoche: Und wenn Martin Scorsese anrufen würde?

Steiger: Auch dann, ich möchte mir diesen Stress nicht mehr antun. Ich würde jemand anderes empfehlen. Als Consultant stehe ich nach wie vor zur Verfügung.

Weltwoche: Welche drei Kinofilme sollte man einfach wegen der guten Kamera gesehen haben?

Steiger: Natürlich «Lawrence of Arabia», ein Meilenstein, den Musicalfilm «South Pacific», darin gibt es revolutionäre Farbverschiebungen, und, ebenfalls Musicals, «Singin' in the Rain» oder «The Sound of Music».

Weltwoche: Was haben Sie für ein Verhältnis zur Schweiz?

Steiger: Ich habe meine Beziehung zur Schweiz immer gepflegt, ich ging auch immer wieder zurück. Thomas und ich haben in Zürich sogar eine kleine Wohnung gekauft.

Weltwoche: Sie erwähnten, dass Sie Xavier Koller gut kennen. Er hat zuletzt «Schellen-Ursli» gedreht. Hätten Sie das auch gemacht?

Steiger: Natürlich, aber es war klar, dass er mit einem anderen Kameramann zusammenarbeiten würde.

Weltwoche: Ganz in die Schweiz zurück wollten Sie nie?

Steiger: Mir gefällt es in Amerika schon sehr gut, ich habe den grössten Teil meines Lebens hier verbracht, mein Umfeld hier passt mir. Aber wenn ich wirklich alt bin, gehe ich in die Schweiz zurück, das ist ganz klar.

Weltwoche: Weshalb?

Steiger: Weil es halt schon meine Heimat ist. Im hohen Alter bin ich in der Schweiz besser aufgehoben.

Brauchen wir eine europäische Atomstreitmacht?

Es ist Zeit, mit einer Lebenslüge aufzuräumen: Kein US-Präsident wird je bereit sein, einen Nuklearkrieg mit Russland zu riskieren, um Europa zu retten. Viele folgern daraus, Europa sollte aufrüsten. Falsch! Die USA und Russland müssen endlich abrüsten.

Oskar Lafontaine

Seit die USA und die UdSSR über Atomwaffen verfügen, diskutieren die westeuropäischen Staaten darüber, ob sie ebenfalls Atomwaffen brauchen, um nicht nuklear erpressbar zu sein. Grossbritannien zündete seine erste Atombombe 1952 und baute, technologisch unterstützt von den Vereinigten Staaten, eine Atomstreitmacht auf. Frankreich zündete 1960 seinen ersten nuklearen Sprengsatz und entwickelte auf Betreiben Charles de Gaulles eigenständige Atomstreitkräfte, die auf französischer Technologie basierten. Die übrigen westeuropäischen Länder verliessen sich auf den atomaren Schutzschirm der USA.

Immer wieder gab es Diskussionen, ob dieser Schutzschirm wirklich verlässlich sei. Die Debatte nahm wieder an Fahrt auf, als der damalige US-Präsident Trump die Nato für obsolet erklärte, und auch der französische Präsident Macron meinte, die Nato sei hirntot.

Nachdem der russische Präsident Wladimir Putin 2022 mit dem Einsatz von Atomwaffen gedroht hatte, war die Frage wieder da. Würde ein US-Präsident, wenn Russland Berlin oder Warschau atomar zerstören würde, durch einen atomaren Gegenschlag die Vernichtung New Yorks, Washingtons oder San Franciscos riskieren?

Um eine zeitgemässe Antwort zu finden, müssen die Europäer ihre Lebenslügen aufgeben und einsehen, dass kein US-Präsident bereit wäre, die Zerstörung seines Landes zu riskieren, um Europa zu retten. Die amerikanischen Truppen sind auch nicht in Europa, um uns zu schützen, sondern um die imperialen Interessen der USA durchzusetzen. Um die einzige Weltmacht zu bleiben, kreisen die Vereinigten Staaten Russland und China mit militärischen Einrichtungen und Raketenbasen ein. Ein Blick auf die Weltkarte und die Verteilung der US-Militäreinrichtungen auf dem Globus genügt, um das sofort zu sehen, aber die westlichen Politiker und ihre publizistischen Begleiter tun immer noch so, als stünden russische Truppen in Kanada oder chinesische Truppen in Mexiko.

Schon der erste Kanzler der Bundesrepublik Deutschland, Konrad Adenauer, ahnte wie der französische Präsident Charles de Gaulle, dass

man sich auf den atomaren Schutzschirm der USA nicht unbedingt verlassen kann. Er wollte eine eigene Atomwaffe und fand es «unerträglich», dass nur die Supermächte, die USA und die Sowjetunion, über Atomwaffen verfügten und «damit das Schicksal aller Völker dieser Erde in den Händen haben». US-Präsident Dwight Eisenhower zeigte Verständnis für diese Absicht des ersten westdeutschen Kanzlers und erwog

Ein entscheidender Schritt wäre es, wenn die Atommächte ihre seit 1968 festgelegte Verpflichtung erfüllten.

sogar, entsprechende Informationen an Bonn zu geben. Dann könnten die Westdeutschen «selbst ihre nuklearen Fähigkeiten entwickeln».

Sein Nachfolger John. F. Kennedy war davon wenig begeistert. Er fand es «nicht wünschenswert», dass die Deutschen auch Atomwaffen hätten. Um einen Nuklearkrieg zu vermeiden,

wollte er die Zahl der Atommächte klein halten. Selbstverständlich wollte auch Moskau nicht, dass die Deutschen über Atomwaffen verfügen, und die europäischen Staaten dachten ebenso.

Glaubhafte Abschreckung

Energisch unterstützt wurde Adenauer damals von seinem Verteidigungsminister Franz Josef Strauss, der eine enge Zusammenarbeit mit Frankreich befürwortete und Deutschland unter den Schutz des französischen Nuklearschirms stellen wollte. In ähnlicher Weise plädierte der kürzlich verstorbene CDU-Politiker Wolfgang Schäuble im Oktober 2022, nach der Drohung Putins mit Atomwaffen, für eine rasche nukleare Aufrüstung der Europäischen Union. Das sei der Schlüssel für eine glaubhafte Abschreckung. Er erinnerte an die alte römische Weisheit: «Wer Frieden will, muss für den Krieg rüsten.»

Ein Jahr später, im Dezember 2023, griff der ehemalige Aussenminister Joschka Fischer die Diskussion wieder auf: «Die EU braucht eine



Wir waren schon weiter: Am 1. Juli 1968 unterzeichnet US-Aussenminister Dean Rusk den

eigene atomare Abschreckung.» Ein Verweis auf die Atomwaffen von Grossbritannien und Frankreich als Antwort «auf die veränderte Lage wäre zu einfach und zu kurz gedacht». Zwar gefalle ihm der Gedanke nicht, aber «solange wir einen Nachbarn Russland haben, der der imperialen Ideologie Putins folgt, können wir nicht darauf verzichten, dieses Russland abzuschrecken». Und zur Begründung schob er nach: «Was wird sein, wenn Donald Trump wieder gewählt wird? Auch mit Blick auf dieses Szenario muss sich Europa die Frage ernsthaft stellen.»

Immerhin dämmerte es auch dem ehemaligen Obergrünen, der durch seine Zusammenarbeit mit der kriegslüsternen amerikanischen Aussen-

Der nukleare Winter wäre eine Klimakatastrophe unvorstellbaren Ausmasses.

ministerin Madeleine Albright die Tradition seiner Partei als fünfte Kolonne der US-Politik im Deutschen Bundestag begründet hat, dass imperiale Mächte Vasallentreue nicht unbedingt mit verlässlicher Freundschaft belohnen. Wie die jüngste Vergangenheit gezeigt hat, scheuen sie zur Durchsetzung ihrer ökonomischen Interessen auch nicht davor zurück, eine zentrale Energieversorgungsleitung ihres Verbündeten zu sprengen. Die Sicherheit Deutschlands und Europas ist eben nicht Staatsräson der Vereinigten Staaten von Amerika.

Vor kurzem sprach sich auch der bayerische Ministerpräsident Markus Söder für gemeinsame europäische Atomwaffen aus und wollte, wie einst Franz Josef Strauss, den französischen Atomschirm in Anspruch nehmen.



Atomwaffensperrvertrag.

Auch in dieser Debatte bestätigt sich die Prognose des US-Politikers George Kennan, der als Folge der Nato-Osterweiterung ein Wiederaufleben von Nationalismus und Militarismus voraussagte. Die atomare Aufrüstung, Modernisierung der Atomwaffen genannt, ist in vollem Gange.

Denkt man in den Kategorien imperialer Macht und in der Logik des Militärs, dann ist die Forderung nach einer europäischen Atomstreitmacht angesichts der Drohungen Wladimir Putins und der Unzuverlässigkeit der westlichen Führungsmacht nur konsequent. Aber die von Wolfgang Schäuble beschworene alte römische Weisheit: «Wer den Frieden will, muss zum Krieg rüsten» trägt nicht mehr.

Politik des Disengagements

Heute geht es um das Überleben der Menschheit. Durch die Kündigung von Abrüstungsverträgen und die Installierung von Raketen mit immer kürzeren Flugzeiten wird die Lage zunehmend instabiler. Auch technisches Versagen kann mittlerweile einen Atomkrieg auslösen. Statt weiterer Aufrüstung sind Diplomatie, Entspannung und Abrüstung gefragt. Nicht die Friedenspolitik war falsch, sondern das Vorücken amerikanischer Militäreinrichtungen und Raketen an die russische Grenze. Und ebenso falsch ist das ständige Zündeln der USA in Taiwan.

Heute ist die Politik des Disengagements, des Auseinanderrückens von Truppen und militärischen Einrichtungen, die schon mal so erfolgreich war, die Lösung. Es gibt keinen anderen Weg, wenn wir nicht ständig mit dem Feuer spielen wollen. Die Forderung nach einer europäischen Atomstreitmacht entspricht zwar der militärischen Logik und dem zurzeit vorherrschenden imperialen Denken, aber wir waren schon weiter. Auch heute weist die Uno-Charta den Weg.

Sie verpflichtet uns, «den Weltfrieden und die internationale Sicherheit zu wahren und zu diesem Zweck wirksame Kollektivmassnahmen zu ergreifen, um Bedrohungen des Friedens zu verhüten und zu beseitigen, Angriffshandlungen und andere Friedensbrüche zu unterdrücken und internationale Streitigkeiten durch friedliche Mittel nach den Grundsätzen des Völkerrechts beizulegen».

Ein entscheidender Schritt wäre es, wenn die Atomkräfte ihre seit 1968 im Atomwaffensperrvertrag festgelegte Verpflichtung zur atomaren Abrüstung endlich erfüllten. Dieser Vertrag ist geltendes Völkerrecht, und wir werden den Frieden nicht erreichen, wenn das Völkerrecht permanent missachtet wird. Es ist Zeit, wieder daran zu erinnern, dass der nukleare Winter eine Klimakatastrophe unvorstellbaren Ausmasses wäre.

Oskar Lafontaine ist Finanzminister Deutschlands a. D. und ehemaliger Vorsitzender der SPD.

«Klarer Auftrag» für Lindner

Die soziologische Theorie, moderne Gesellschaften seien so robust, dass sie auch Versager an der Spitze überlebten, wird in Deutschland gerade auf die Probe gestellt. Als 2017 die Jamaika-Sondierungen scheiterten, wurde FDP-Chef Christian Lindner durch einen guten Satz berühmt: «Es ist besser, nicht zu regieren, als falsch zu regieren.» Heute, an die Macht gelangt, schliesst er daraus offenbar, dass eine Beendigung der Katastrophen-Ampel ein Eingeständnis wäre, bisher falsch regiert zu haben.

So lässt sich vielleicht erklären, wieso er das ultraknappe Ergebnis der internen Mitgliederbefragung über den Verbleib der FDP



Droge Macht: Bundesminister Lindner.

in der Regierung bei einer Wahlbeteiligung von 40 Prozent als «klaren Auftrag» zum Weitermachen interpretieren konnte.

Man fragt sich ja oft, welche Drogen Politiker genommen haben, um zu solchen Äusserungen zu kommen. Aber wahrscheinlich ist es nur die Droge Macht. Das wird gerne mit dem Begriff «Verantwortung für Deutschland» vertuscht. Und da die FDP in den letzten zwei Jahren alles andere als liberale Politik durchgesetzt hat, lautet die häufigste Entschuldigung: Schadensbegrenzung. Ohne uns wäre alles noch viel schlimmer gekommen ...

Völlig losgelöst von der Erde – so wirkt die Ampelregierung auf die meisten Bürger. Aber vielleicht ist es zu idealistisch gedacht, wenn man den Politikern Realitätsverlust unterstellt. Sie kleben an ihren Sesseln, klammern sich an ihre lukrativen Posten und wetten auf unsere Dummheit. Daran wird sich bis zu den nächsten Bundestagswahlen nichts ändern. Denn je schlechter die Umfragewerte der Ampel, desto unwahrscheinlicher sind Neuwahlen.

Was Lindner betrifft, so wird er noch zwei Jahre die Macht in der Ampel geniessen, um sich dann aus der Politik zurückzuziehen.

Norbert Bolz

Jetzt wird alles gut

1924 beginnen nach Krieg, Seuche und Inflation die wilden zwanziger Jahre. Es wird ein kurzes Jahrzehnt. Und es wird böse enden.

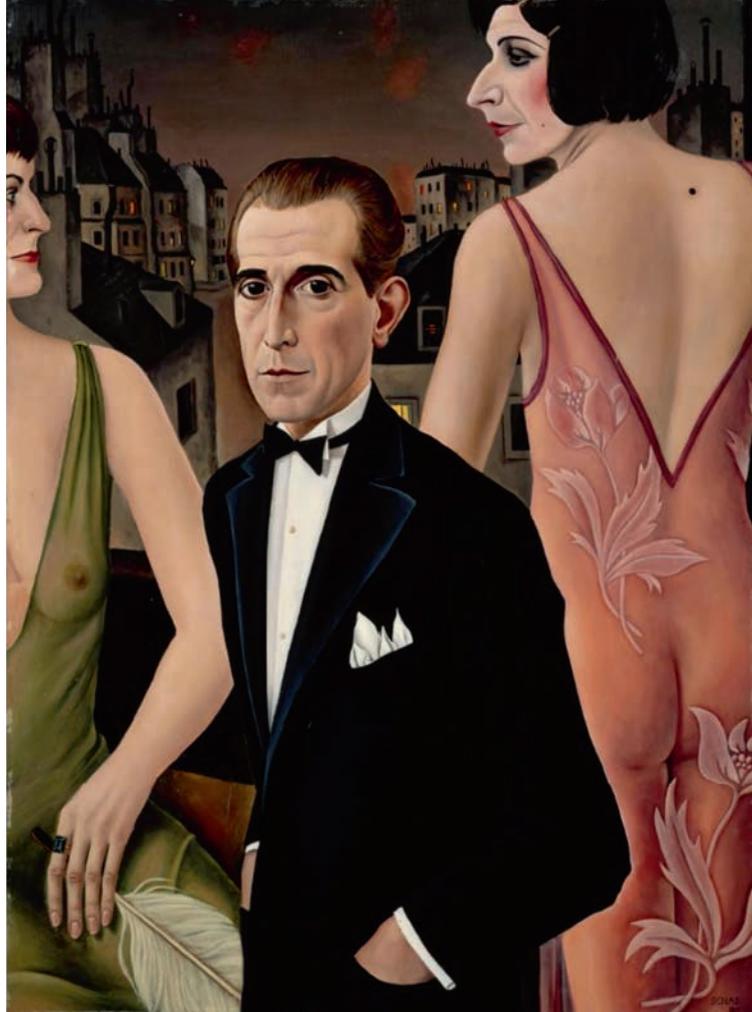
Gerhard Jelinek

Die Welt vergisst eine Pandemie. Die Spanische Grippe hat nach mehreren Wellen ihren tödlichen Schrecken verloren.

Eine Hyperinflation ebbt ab. In Deutschland werden auf den Geldscheinen zwölf Nullen gestrichen. Eine «Rentenmark» ersetzt eine Billion Mark. Zur Sicherung der Währung werden sämtliche Grundstücke auf deutschem Boden verpfändet. Nun kann die Reichsmark eingeführt werden, die etwa einem Vierteldollar entspricht. Mit dem amerikanischen Dawes-Plan gelingt vorerst eine Stabilisierung der deutschen Wirtschaft auf Kredit. Bei den Berliner Reichstagswahlen Ende 1924, den zweiten in diesem einen Jahr, verlieren die radikalen Ränder, aber die gesellschaftliche Mitte bleibt dennoch gefährlich uneins.

Hoffnung statt Verzweiflung

Zehn Jahre nach Beginn des Weltkriegs finden sich Europas Völker langsam mit den neuen Wirklichkeiten ab. Amerika ist die einzige verbliebene Weltmacht. Eine zweite industrielle Revolution und stürmische Fortschritte der Technik setzen die Wirtschaft unter Strom. Die Städte beginnen nächtens zu leuchten. Die Autoindustrie wird zu einem Motor des Wachstums. Mit der explosionsartigen Verbreitung des Radios und einer boomenden Filmindustrie entsteht eine neue Kultur für Millionen. Die Wirtschaft wächst in den USA jährlich um sechs Prozent: Vollbeschäftigung. Die Schweiz, obschon von den Verheerungen des Ersten Weltkriegs verschont, leidet hingegen unter der wirtschaftlichen Krise der Nachbarn. Die Exporte gehen um ein Drittel zurück, die Arbeitslosigkeit steigt, und mit der Einführung des Proportionalwahlrechts gewinnen die Sozialdemokraten an politischem Gewicht. Das Parlament beschliesst im Oktober das erste Bundesgesetz über die Arbeitslosenversicherung. Zu diesem Zeitpunkt sind kaum



Aufwärts: Christian Schads «Graf St. Genois d'Anneaucourt» (1927).

zehn Prozent der Schweizer Erwerbstätigen gegen Arbeitslosigkeit versichert, fast alle bei einer Gewerkschaftskasse.

Mit der Währungssanierung in den beiden Verliererstaaten Deutschland und Österreich (dem deutschsprachigen Rest der k. u. k. Monarchie, der von den Siegermächten zum eigenständigen Staat «gezwungen» werden muss) beginnen 1924 fünf «goldene Jahre». Krieg, Revolution, Seuche, Inflation – das war einmal. Jetzt wird alles gut.

Auch nach Europa schwappt die amerikanische Nachkriegskonjunktur über, schwächer zwar, aber doch. Stefan Zweig, der österreichische Schriftsteller, dessen Romanporträts in den 1920er Jahren in Massenaufgabe gedruckt werden, schreibt in seinem Lebensrückblick «Die Welt von Gestern»: «Wir alle hatten das

Gefühl, man müsse nachholen, was die schlimmen Jahre des Kriegs und des Nachkriegs aus unserem Leben an Glück, an Freiheit, an geistiger Konzentration gestohlen; man arbeitete mehr und doch entlasteter, man wanderte, man versuchte, man entdeckte sich wieder Europa, die Welt. Nie sind Menschen so viel gereist wie in diesen Jahren – war es die Ungeduld der jungen Leute, hastig gutzumachen, was sie versäumt in ihrem gegenseitigen Abgesperrtsein? War es vielleicht ein dunkles Vorgefühl, man müsse noch rechtzeitig ausbrechen aus der Enge, ehe die Sperre wieder von neuem begann?»

Nach der Depression ist vor der Depression. Von 1924 bis 1929 geht es wirtschaftlich zunächst aufwärts. Selbst in Deutschland und Österreich gelingt eine durch grosse Opfer (und amerikanische Kredite) ermöglichte Stabilisierung. Deutschlands Industrie erholt

sich, die Arbeitslosigkeit sinkt binnen weniger Monate. Selbst die Wirtschaft in der östlichen «Alpenrepublik» stabilisiert sich auf niedrigem Niveau. In Wien regiert der katholische Priester Ignaz Seipel als christlichsozialer Bundeskanzler einer «Bürgerblock»-Koalition und lässt sich als «Retter Österreichs» plakativieren.

In Wien beginnen sich die Menschen langsam an die neue, die unbedeutende Rolle im europäischen Mächtespiel zu gewöhnen. Statt k. u. k. Glanz Bittsteller bei den Siegermächten. Der Völkerbund in Genf stellt die Republik unter Aufsicht. Der ehemalige Rotterdamer Bürgermeister Alfred Zimmermann wacht als Finanzkommissar über Wiens Ausgabenpolitik. Die kaiserliche Metropole wird zum gesellschaftspolitischen Experimentierfeld einer selbstbewussten Sozialdemokratie. Ein sozialistisches

Gesellschaftsexperiment beginnt. Kommunalen Wohnbau, finanziert durch hohe Steuern auf vermeintlichen Luxus. Zwischen dem «roten Wien» und den katholisch-konservativen Bundesländern vertieft sich der Graben. Neben dem alten Adel versucht eine kleine Schicht von Neureichen auf dem gesellschaftlichen Parkett zu glänzen. Die teuren Logen für den ersten Opernball nach dem Krieg sind zwar ausverkauft, doch Hunderte «normale» Eintrittskarten müssen verschenkt werden. Wien ist arm, grau und abgeschabt geworden. Die seit 1918 ungestillte Sehnsucht nach einem Anschluss Österreichs ans Deutsche Reich wird von den Siegermächten ignoriert. Österreich ist neutral und nähert sich Italien an. In Rom regiert seit zwei Jahren ein ehemaliger sozialistischer Journalist. Benito Mussolini träumt von einem neuen Imperium am Mittelmeer und erfindet den Faschismus als totalitäre Massenbewegung.

Wetterleuchten am Horizont

In Wien platzt im Frühjahr 1924 eine riesige Spekulationsblase. Finanzielle Abenteuer scheitern mit ihren Termingeschäften gegen den französischen Franc. Panik reisst die Börsenkurse nach unten. Kleinere und grössere Banken schliessen ihre Schalter. Sparer verlieren ihren Notgroschen. Das «Sanierungswerk» von Bundeskanzler Ignaz Seipel, der einen vom Völkerbund garantierten Kredit für die hungerleidende Alpenrepublik gesichert hat, droht zu scheitern.

Camillo Castiglioni, der sagenhaft reiche Mann, der grösste Spekulant, der wagemutige Industrielle, der Liebhaber der Kunst, finanziert dem Theatererneuerer Max Reinhardt

Die moderne Frau legt das Korsett ab: Bubikopf und kurze Röcke deuten ungeahnte sexuelle Freiheiten an.

die Rückkehr aus Berlin nach Wien. Das Theater in der Josefstadt wird in der Direktion Reinhardts zu einer Bühne, auf der die grössten deutschsprachigen Schauspieler gefeiert werden. Richard Strauss gründet mit Hugo von Hofmannsthal (und dem Geld von Castiglioni) die Salzburger Festspiele, die ausgerechnet 1924 ausfallen, und er verlässt die Wiener Staatsoper im Streit. Für die Überlassung einer Villa an bester Lage neben dem Schloss Belvedere «schenkt» der Maestro Wiens Nationalbibliothek die Partitur vom «Rosenkavalier».

In den Goldenen Zwanzigern verzücken neue Rhythmen die Welt: der Foxtrott, der Shimmy. 1924 schreibt der 29-jährige Pianist James P. Johnson den Schlager, der für eine ganze Epoche steht: «The Charleston». Das Jahrhundert des Jazz hat begonnen.

Auch in der Weimarer Republik swingt die neuartige amerikanische Musik in den Tanz-

sälen und Nachtcafés. Die Piccadilly Four aus Wiesbaden gelten als erste deutsche Jazzband. Auch wenn der Import aus den USA von rechten Kulturwächtern als «Negerkrach» verunglimpft wird, so erobert er doch die Variétés.

Im französischen Chamonix beginnen die ersten Olympischen Winterspiele. Vier Sportler aus Österreich tragen die rot-weiss-roten Farben. Alle kommen aus Wien. Alle gewinnen Medaillen. Athleten aus Deutschland dürfen noch immer nicht an internationalen Wettspielen teilnehmen. Und die Schweizer? Sie haben nur wenige Kilometer über die Landesgrenze nach Chamonix. Immerhin 27 Athleten treten zu Wettkämpfen an. Eine «Goldene» und ein dritter Platz stehen am Schluss zu Buche, eher kein Triumph.

Auch die Olympischen Sommerspiele werden in Frankreich eröffnet. Das finnische Laufwunder Paavo Nurmi siegt in Paris und gewinnt fünf Goldmedaillen. Sein Name geht in den allgemeinen Sprachgebrauch ein: «laufen wie ein Nurmi». Der amerikanische Schwimmer Johnny Weissmüller stellt einen neuen Weltrekord über 100 Meter Freistil auf. Er wird später als Tarzan Filmgeschichte schreiben. Und die Schweiz wird erster Fussball-Europameister. Das Olympiaturnier gilt als wichtigster Kicker-Wettbewerb. Weltmeisterschaften werden erst sechs Jahre später ausgetragen, EM-Turniere erst viel später. Die Eidgenossen siegen gegen Litauen, die Tschechoslowakei, Italien und Schweden. Nur das Final verlieren die Schweizer gegen Uruguay mit 0:3. Und sind damit beste europäische Mannschaft. Deutschland durfte noch nicht antreten, England und Österreich auch nicht. In beiden Staaten ist Fussball schon anno 1924 ein Sport für Profis.

Thomas Mann veröffentlicht seinen Roman «Der Zauberberg», für den er an spiritistischen Séancen teilgenommen hat. In den Lichtspielhäusern feiert Greta Garbo mit «Gösta Berling» – ihrem ersten Film unter diesem Namen – Triumphe. Eleonora Duse stirbt und wird in Asolo begraben. Die moderne Frau legt das Korsett ab: Bubikopf und kurze Röcke deuten ungeahnte sexuelle Freiheiten an. In Amerika nennt man diese Mädchen «flapper girls». Sie arbeiten untermals in den Büros, sie tanzen, sie rauchen, sie leben – viele auch exzessiv. Die meisten träumen nur vom schönen Leben, das ihnen auf der Leinwand vorgespiegelt wird. F. Scott Fitzgerald schreibt den Schlüsselroman des Jazz-Zeitalters, «The Great Gatsby». Er und seine Frau Zelda leben die wilden zwanziger Jahre. Der Engländer George Mallory scheitert beim Versuch, erstmals den Mount Everest zu besteigen, und gilt fortan als verschollen. Berlin wird zum Zentrum der avantgardistischen Moderne: Konstruktivismus, Futurismus und die Künstler des Bauhauses.

Wladimir Iljitsch Lenin stirbt in Gorki bei Moskau. Der Revolutionär und Putschist hat

mit seinen Genossen die Sowjetunion gegründet. Seine Träume von einer mit wissenschaftlicher Notwendigkeit kommenden Weltrevolution sind gescheitert. Sein Nachfolger Josef Stalin übernimmt die Kommunistische Partei und wird die Sowjetunion zu einem diktatorischen Terrorstaat umbauen. Lenin ahnt

Lenin warnt in seinem Testament vor Stalin. Er will ihn verhindern, der Todkranke scheitert auch damit.

das und warnt in seinem Testament vor dem Georgier Stalin. Er will ihn verhindern, der Todkranke scheitert auch damit.

In München wird der Führer einer krakeelenden Kleinpartei wegen eines dilettantischen Putschversuchs, bei dem ein Dutzend Menschen sterben, in einem Prozess zu nur vier Jahren Festungshaft verurteilt. Die Weltpresse schreibt von einem «Skandalurteil» einer mit den Angeklagten klügelnden bayrischen Justiz. Adolf Hitler verfasst auf der Festung Landsberg seine politische Biografie: «Mein Kampf». Nach wenigen Monaten Haft wird der Nationalsozialist noch im gleichen Jahr begnadigt.

Drei amerikanische Flugzeuge umrunden die Welt in 175 Tagen. Der deutsche Zeppelin ZR-3 überfliegt erstmals den Atlantik. Und der norwegische Polarforscher Roald Amundsen muss Konkurs anmelden. Das Automobil gibt Gas, verdrängt Kutschen und Spaziergänger von den Strassen. In den USA sind Mitte der 1920er Jahre schon fünfzehn Millionen Autos unterwegs. Das Jahrhundert der individuellen Mobilität beginnt. Fliessbandarbeit verändert die Welt. Die industrielle Produktion bedrängt und verdrängt das Gewerbe. Konsumgüter werden für Millionen erschwinglich. Zwei neue Automarken zieren die Kühlergrille: Mercedes-Benz und Volvo. Beide Firmen werden 1924 gegründet.

Ein kurzes Jahrzehnt

Und in Österreich spottet Karl Kraus: «Der Hausmeister ist an den Äther angeschlossen.» Das Radio ist erfunden, quasi zeitgleich in Deutschland, Österreich und der Schweiz. 1924 geht in Zürich ein erster Sender *on air*. Der Bund hat sich per Gesetz als Konzessionsbehörde die Macht über das neue Medium gesichert. In Lausanne wird schon ein paar Monate früher gesendet, Basel wird erst zwei Jahre später folgen. Was mit knapp tausend Konzessionen beginnt, wird zum Massenmedium Radio.

1924 wird das Leben schneller, frecher und wilder. Die fünf goldenen zwanziger Jahre bis zur Weltwirtschaftskrise 1929 beginnen. Es wird ein kurzes Jahrzehnt. Dem Rausch folgt die Katastrophe.

Gerhard Jelinek: 1924. Schneller, frecher, wilder – Der Beginn der fabelhaften Zwanziger. Amalthea. 256 S., Fr. 41.90

Darum finden wir nicht den «Richtigen»

Wenn die Suche nach Mr und Mrs Right oft im Frust endet – und warum es anders sein könnte.



In einer Welt, die zunehmend vernetzt ist und in der es gleichzeitig immer mehr Singles gibt, beginnen viele Menschen das neue Jahr mit dem Vorsatz, einen Partner zu finden. Doch die Suche nach dem Richtigen endet oft im Schlamassel. Interessanterweise ertönt auf beiden Seiten dasselbe müde Stöhnen: Die Herren beklagen, es gebe keine «guten» Frauen, während die Damen bemängeln, dass die Männerauswahl auf dem Markt einer Lotterie gleiche. Nur übersehen beide manchmal Details, die für den Erfolg des matchmaking entscheidend sind.

Einige Damen haben so hohe Ansprüche an Mr Right, dass selbst Superman *hinselbst* nicht mithalten könnte. Es ist legitim, hohe Erwartungen an den Partner zu stellen, doch manche sind unrealistisch hoch. Es gibt Frauen, die haben eine Checkliste, mit der sie die Männer nicht nur nach Einkommen und Status, sondern auch nach Körpergrösse (laut Studien bevorzugen Frauen Männer über 1,80 Meter) und Aussehen scannen. Auch weichen Frauen kaum von ihren Idealvorstellungen ab; kein Wunder also, dass ihr Teich für potenzielle Herzbuben eher wie ein Goldfischglas wirkt – sie schränken sich selbst ein. Möglicherweise hätten sie mehr Erfolg, wenn sie auch mal dem charmanteren Typen von nebenan eine Chance geben würden, auch wenn dieser nicht direkt aus einem Rosamunde-Pilcher-Roman stammt.

Dann haben wir moderne Frauen mit Partnerwunsch, die unablässig ihre Unabhängigkeit und ihr Taffsein demonstrieren, als hätten sie eine *masterclass* in «Ich brauche keinen Mann» absolviert. Und das soll sich nicht negativ auf ihre Interaktionen mit Männern auswirken?

Träumt weiter. Männer wollen nun mal gebraucht werden, sie möchten beschützen, das Ritterliche raushängen lassen.

Ich glaube, wir sollten uns alle wieder daran erinnern, dass echte Ritterlichkeit immer in Mode ist. Es scheint manchmal, als ob es zwei Extreme gäbe: eine sexualisierte Kultur, die die subtilen Nuancen der Weiblichkeit vernachlässigt, und gleichzeitig das Streben nach Empowerment. Beides ist nicht schlecht, es kommt darauf an, wie man es nutzt. So manche Frauen wirken möglicherweise zu grob und wenig feminin und sind oft im Modus des Beweisens gegen-

Liebe ist wie ein Tanz, und vielleicht liegt der Erfolg darin, wie wir unsere Tanzpartner auswählen.

über Männern – beeinflusst von der modernen Gesellschaft, die uns sagt, wir sollten Männern mit einer starken Haltung begegnen. Dabei sind es gerade Weiblichkeit und Sanftheit, die Männer anziehend finden. Frau sollte Männer einfach Männer seinlassen und selbst Frau bleiben.

Bei den Männern scheint es bisweilen, als hätten sie eine komplette Aversion gegenüber der weiblichen Spezies entwickelt, nachdem sie ein paar negative Erfahrungen gemacht haben. Warum differenzieren, wenn man einfach alle in einen Topf werfen kann? Das Ding ist: Mit dieser Mentalität gesteht man dem anderen Geschlecht nicht zu, dass es eine Beziehung bereichern kann. Und wer möchte schon mit einer solchen Person zusammen sein?

Darüber hinaus mangelt es einigen an Selbstreflexion: Wenn über einen Zeitraum von zwanzig Jahren jede Beziehung scheitert und man von jeder Frau enttäuscht wird, besteht die Möglichkeit, dass das Problem nicht bei den Frauen, sondern bei einem selbst liegt. Es ist suboptimal, alle anderen samt ihren «Ansprüchen» für das eigene Single-Dasein verantwortlich zu machen oder zu denken, man könne nichts daran ändern. Das Partner-Puzzle erfordert nun mal Initiative, auch Anstrengung. Oder eine Kompassneuregulierung bei einem selbst (gilt für Frauen auch).

Männer empfinden manchmal den Druck, finanziell erfolgreich sein zu müssen, das schreckt sie vor Beziehungen und entsprechenden Bemühungen ab, was nachvollziehbar ist. Und ja, Ansprüche können eine Mauer hochziehen, die nicht leicht zu überwinden ist. Aber ich kenne zahlreiche Männer, die kein Schloss gebaut haben oder wie George Clooney aussehen und dennoch in glücklichen Beziehungen mit grossartigen Frauen leben. Nicht alles hängt von den weiblichen Erwartungen ab; manchmal ist das nur eine Ausrede. Es hilft nicht, wenn Männer Frauen für ihr Liebesscheitern verantwortlich machen. Genauso wenig hilft es, wenn Frauen den ganzen Tag über Männer jammern und sich als Opfer sehen.

Liebe ist wie ein Tanz, und vielleicht liegt der Erfolg darin, wie wir unsere Tanzpartner auswählen – die richtigen Schritte im richtigen Takt, egal, ob Frauen oder Männer.

Folgen Sie unserer Autorin bei Youtube @LadyTamara

FRIEDEN

Adenauer & de Gaulle



Es ist keine schlechte Sache, gelegentlich in das zarte Flämmchen der Hoffnung zu blasen:
Konrad Adenauer (l.) und Charles de Gaulle in der Kathedrale von Reims, 1962.

In der Geschichte geschehen manchmal Wunder – oder Dinge, die wie Wunder wirken.

Ein schönes Beispiel ist die Beilegung der alten Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg.

Der Meilenstein auf diesem Weg wurde im Herbst 1958 gesetzt:

Mit der ersten Begegnung zwischen dem deutschen Bundeskanzler Konrad Adenauer und dem französischen Regierungschef Charles de Gaulle.

Christophe Büchi, S. 36

Eine Erzfeindschaft wird begraben

Im Oktober 1958 lädt der französische Regierungschef Charles de Gaulle den deutschen Bundeskanzler Konrad Adenauer zu sich nach Hause ein. Die neue Männerfreundschaft besiegelt die deutsch-französische Aussöhnung.

Christophe Büchi

In der Menschheitsgeschichte geschehen manchmal Wunder – oder Dinge, die wie Wunder wirken. Sie sind selten genug, aber sie existieren. So kommt es beispielsweise vor, dass uralte Konflikte eines Tages beendet werden, so dass man sich nachträglich fragt, weshalb es nicht schon früher geschehen konnte. Eines fällt dabei auf: In vielen Fällen beginnt die Aussöhnung damit, dass Führungspersönlichkeiten in beiden Lagern – anscheinend wider alle Vernunft und historische Erfahrung – beschliessen, das Unmögliche zu versuchen, sich gegenseitig zu vertrauen und dem Frieden eine Chance zu geben.

Am Rand eines Bürgerkriegs

Ein schönes Beispiel ist die Beilegung der alten Feindschaft zwischen Deutschland und Frankreich nach dem Zweiten Weltkrieg. Dieser Weg begann schon in den ersten Jahren nach dem Krieg. Der eigentliche Meilenstein wurde aber im Herbst 1958 gesetzt, und zwar mit der ersten Begegnung zwischen dem deutschen Bundeskanzler Konrad Adenauer und dem französischen Staatschef Charles de Gaulle. Bei diesem Anlass wurde die Grundlage geschaffen, die 1963 zum Abschluss des Freundschaftsvertrags zwischen Deutschland und Frankreich im Élysée-Palais führen sollte.

Es lohnt sich, die Geschichte dieser Begegnung zu erzählen. Denn heute scheint es fast banal, wenn sich ein deutscher und ein französischer Staatsmann in halbprivatem Rahmen treffen. Doch für die damalige Zeit – der Weltkrieg lag erst dreizehn Jahre zurück – war dies überhaupt nicht selbstverständlich.

Das Jahr 1958 begann für Frankreich schlecht. Vier Jahre zuvor hatte eine «Front de libération nationale» (FLN) im französischen Algerien zum bewaffneten Aufstand gegen die Kolonialherren aufgerufen. Seither hatte sich die Spirale von Gewalt und Terror unaufhörlich gedreht und auf beiden Seiten Zehntausende von Opfern gefordert. Im Sommer 1958 stand Frankreich am Rand eines Bürgerkriegs: Fanatische



Das Eis war schnell gebrochen:
de Gaulle (l.) und Adenauer, 1958.

Verteidiger der «Algérie française» widersetzten sich allen Versuchen, mittels Verhandlungen eine Lösung des Problems herbeizuführen. Ganz Frankreich mutmasste, dass ein Putsch durch Algérie-française-Kämpfer und Teile der französischen Armee bevorstehe.

In dieser Endzeitstimmung sah der französische Staatspräsident René Coty nur noch eine Lösung, nämlich jenen Retter in der Not zurückzurufen, der die Franzosen 1940 zum Widerstand gegen Nazideutschland aufgerufen und Frankreich ins alliierte Siegeslager geführt hatte. Im Juni 1958 wurde der 68-jährige General Charles de Gaulle zum Minister-

präsidenten berufen, was er aber nur unter der Bedingung annahm, dass er Frankreich neue Institutionen geben könne. In wenigen Wochen wurde hierauf eine neue Verfassung ausgearbeitet und im Oktober 1958 in einer Volksabstimmung angenommen: Die «Fünfte Republik» war geboren.

Im Dezember wurde de Gaulle zum neuen Staatspräsidenten gewählt. Er machte sich gleich mit grosser Energie daran, Frankreich aus dem algerischen Sumpf zu ziehen. Schliesslich liess er die Algérie-française-Anhänger fallen und entschied, Algerien in die Unabhängigkeit zu entlassen. 1962 schloss Frankreich mit der FLN die Évian-Verträge. Kurz darauf erlangte Algerien seine Unabhängigkeit.

Indessen hatte de Gaulle im Sommer 1958, frisch an die Macht zurückgekehrt, nicht nur Algerien im Sinn: Er wollte auch die Aussöhnung mit Deutschland voranbringen – in der Absicht, aus dem westlichen Kontinentaleuropa ein Gegengewicht zur amerikanischen Hegemonie zu machen. Und er sah ein Opportunitätsfenster: Mit Bundeskanzler Konrad Adenauer war in Deutschland ein Mann an der Macht, der ganz nach seinem Geschmack war.

Die beiden Männer hatten einiges gemeinsam. Beide waren noch im 19. Jahrhundert geboren (de Gaulle 1890, Adenauer 1876) und hatten zwei Weltkriege aktiv erlebt.

Beide waren konservativ und katholisch geprägt. Beide waren antikommunistisch. Beide waren Machtmenschen erster Güte und mit allen politischen Wassern gewaschen. Und beide stammten aus der Mitte Europas: Zwischen Adenauers Heimatstadt Köln und de Gaulles Geburtsort Lille liegen nur knapp 350 Kilometer. Diese Städte gehören zum alten karolingischen Kernland, zum Land Kaiser Karls des Grossen.

Alte Brauerei in der Champagne

Und so lud de Gaulle im Oktober 1958, nur vier Monate nach seinem Comeback, den deutschen Bundeskanzler nach Colombey-les-Deux-Églises ein. De Gaulles zwischen Paris und

der französisch-deutschen Grenze gelegenes Domizil, genannt «La Boisserie», eine frühere Brauerei, war ein schlichtes Landhaus, alles andere als ein Loire-Schloss. Es lag im Osten der Champagne in einer äusserst kargen, dünnbesiedelten, waldreichen Gegend.

Kein Staatsmann hatte zuvor die Ehre gehabt, von de Gaulle nach Hause gebeten zu werden, und keiner sollte sie danach haben. Diese Einladung zeigte nicht nur de Gaulles Sympathie für den Bundeskanzler, sondern auch sein Bestreben, mit Adenauer eine persönliche Beziehung aufzubauen. Möglich auch, dass es der Bundeskanzler war, der diesem Treffen einen halbprivaten Anstrich geben wollte, um die

Adenauer wusste natürlich auch, dass de Gaulle nach dem Zweiten Weltkrieg zeitweise für eine Abtrennung des Rheinlands von Deutschland plädiert hatte. Auch er hielt den General für einen französischen Nationalisten, was dieser zweifellos war – aber auch für einen Deutschenhasser, was de Gaulle keineswegs war, wie sich bald herausstellen sollte.

Adenauers Chauffeur verfährt sich

Der Besuch begann nicht gut. Adenauers Tross, dem unter anderem sein Aussenminister Heinrich von Brentano und dessen Staatssekretär Karl Carstens angehörten, kam verspätet in der Boisserie an. An der alten Römerstrasse,

Das Eis war schnell gebrochen. Die beiden Männer beschlossen, sich zuerst unter vier Augen nur unter Einbezug der Dolmetscher auszu-

Diese Begegnung – der Weltkrieg lag erst dreizehn Jahre zurück – war überhaupt nicht selbstverständlich.

tauschen. Was dabei gesagt wurde, ist in den Memoiren der beiden Staatsmänner nachzulesen, die sich allerdings nicht in allen Punkten decken. Adenauer schreibt etwa, de Gaulle habe den Pakt, den er 1944 mit Stalin geschlossen hatte, als Fehler bezeichnet. Bei de Gaulle ist



Demütigung:
Napoleon in der Schlacht bei Jena und Auerstedt, 1806.

Provokation:
Krönung von Kaiser Wilhelm I. in Versailles, 1871.



Endzeitstimmung:
Adolf Hitler in Paris, 1940.

Briten und Amerikaner, die sich vor de Gaulle hüteten wie der Teufel vor dem Weihwasser, nicht vor den Kopf zu stossen. Jedenfalls wurde beschlossen, dass sich der Bundeskanzler am Nachmittag des 14. Oktober, auf der Rückfahrt aus dem Urlaub am Mittelmeer, nach Colombey-les-Deux-Églises begeben würde.

Der Bundeskanzler, das weiss man nicht zuletzt aus seinen Memoiren, fuhr mit mulmigen Gefühlen zu seinem Gastgeber. Er hatte de Gaulle noch nie persönlich getroffen, aber über ihn schon viel Schlechtes gehört, vor allem von den Angelsachsen, für die de Gaulle ein unkontrollierbarer französischer Chauvinist war.

die durch die Gegend führt, gibt es ein halbes Dutzend Dörfer und Weiler, die Colombey heissen, und Adenauers Fahrer war irrtümlich nach Colombey-les-Belles gefahren. Doch trotz der verspäteten Ankunft empfing der sonst auf militärische Präzision erpichte General seine Besucher mit ausgesuchter Höflichkeit.

Adenauer war überrascht, wie gut der General Deutsch sprach. In der Tat hatte de Gaulle als junger Mann im Sommer 1906 bei einem Pfarrer im Schwarzwald Deutsch geübt. Dies kam ihm im Ersten Weltkrieg zugute, den er als junger Offizier von 1916 bis 1918 in deutscher Gefangenschaft verbrachte.

von keinem derartigen Eingeständnis die Rede. Wahrscheinlich müssen wir in diesem Punkt de Gaulle folgen. Der General hatte alle möglichen Stärken; Bereitschaft zur Selbstkritik gehörte aber sicher nicht dazu.

Spaziergang der Patriarchen

Im Übrigen stellten die Staatsmänner fest, dass sie in der Analyse der politischen Situation weitgehend übereinstimmten. Adenauer hörte mit grosser Erleichterung, sein Gegenüber wolle an den Römischen Verträgen, die im März 1957 zwischen sechs Ländern (Belgien, Deutschland, Frankreich, Italien, Luxemburg und die



Eine Art Wundergeschichte: François Mitterrand und Helmut Kohl in Verdun, 1984; Nicolas Sarkozy und Angela Merkel, 2011.

Niederlande) geschlossen worden waren und aus denen die Europäische Wirtschaftsgemeinschaft (EWG) hervorging, festhalten. Er freute sich auch darüber, dass de Gaulle eine «organisierte Zusammenarbeit» unter europäischen Ländern anstrebte. Der General wiederum vernahm mit Genugtuung, Adenauer sei mit der Führung der Nato durch die Vereinigten Staaten auch nicht restlos glücklich.

Nach diesem einvernehmlichen Gespräch spazierten die beiden Patriarchen noch durch den Park und unterhielten sich über Bäume und Pflanzen. Danach traf man sich im Esszimmer der Boiserie zum Nachtessen, bei dem vierzehn Personen zugegen waren.

Die Generalsgattin Yvonne führte die Oberaufsicht über die Küchenbrigade unter der Hausköchin Philomène. Um für den Anlass gerüstet zu sein, hatte Yvonne das getan, was eine *maitresse de maison* einer traditionellen französischen Familie in solchen Fällen meist macht: Sie hatte ihre Mutter in Calais gebeten, deren Köchin Marie hinüberzuschicken. Diese musste man allerdings fast zu diesem Sondereinsatz zwingen. Denn Marie hatte im Krieg mehrere Angehörige verloren und weigerte sich anfangs, für Deutsche zu kochen. Doch schliesslich gehorchte sie – und war überrascht, so sympathische und höfliche Deutsche anzutreffen.

Übernachtung im warmen Turmzimmer

Der Abend verlief in Minne. Danach ging man schlafen. Adenauer bekam das Turmzimmer, den einzigen Raum neben dem Erdgeschoss, der gut geheizt war.

Am Morgen nahm man das Frühstück und danach Abschied. Adenauer wie auch de Gaulle waren sehr befriedigt über das Treffen. Einige Tage später schrieb der General seiner Tochter in einer Art Manöverkritik: «*Maman* hat alles

hervorragend gemacht. Vielleicht wäre es gut gewesen, wenn Philomène und Marie etwas zusätzliche Hilfe bekommen hätten.»

Die Begegnung von Oktober 1958 war der Auftakt einer ganzen Serie von Treffen. Bereits einige Wochen später stattete de Gaulle sei-

Man sagt sich, dass vielleicht sogar im Ukraine-Krieg oder im Gaza-Konflikt nicht alles Hoffen vergeblich sei.

nem neuen Freund einen Gegenbesuch in Bad Kreuznach ab. Am 29. und 30. Juli 1960 weilte Adenauer auf Staatsbesuch im Schloss Rambouillet bei Paris. Dabei überraschte de Gaulle seinen Gast mit dem kühnen Vorschlag, eine deutsch-französische Konföderation mit gemeinsamer Staatszugehörigkeit zu schaffen.

Vom 2. bis zum 8. Juli 1962 kam de Gaulle auf Staatsbesuch nach Deutschland. Der Besuch wurde zu einer Triumphfahrt. In Bonn, Köln, Düsseldorf, Ludwigsburg und an anderen Orten begeisterte der französische Präsident seine Zuhörer mit seinen frei vorgetragenen Reden in deutscher Sprache. Dabei äusserte er wiederholt seine Hochachtung «für Ihr grosses, ja! für das grosse deutsche Volk!». Das deutsche Publikum, dem solche Töne siebzehn Jahre nach dem Krieg guttaten, liess sich begeistern.

Trotz diesem Honigmond erwiesen sich die deutsch-französische Annäherung und die geplante Ausarbeitung eines Freundschaftsvertrags jedoch als schwierig. Für de Gaulle ging es darum, zusammen mit Deutschland ein geeintes Europa zu schaffen, das eines Tages auch militärisch unabhängig sein und über Atomwaffen verfügen müsste. In Bonn dagegen wollte man an der Anbindung an die Vereinigten Staaten unbedingt festhalten und

fürchtete, eine Annäherung, die offenkundig gegen die amerikanischen Interessen gerichtet war, würde sowohl bei den Amerikanern wie auch im eigenen Land auf grosse Widerstände stossen.

Deshalb wollte Adenauer mit Frankreich zuerst nur eine Konvention unterzeichnen, um die Ratifizierung durch die nationalen Parlamente zu umgehen. Schliesslich einigte man sich aber doch auf den Abschluss eines eigentlichen Staatsvertrags. Deutschland beharrte indessen darauf, dem Vertrag eine Präambel voranzustellen, mit der sich die deutsche Seite zu dem bekannte, was de Gaulle genau überwinden wollte, nämlich zur Integrierung der Streitkräfte im Rahmen des nordatlantischen Bündnisses.

Schliesslich wurde am 22. Januar 1963 der deutsch-französische Vertrag im Élysée unterzeichnet. Er sah unter anderem regelmässige Treffen des französischen Präsidenten und des deutschen Bundeskanzlers vor, mindestens zweimal pro Jahr. Auch wurde ein ambitioniertes Jugendaustauschprogramm geschaffen. Am 16. Mai 1963 ratifizierte der Deutsche Bundestag den Vertrag fast einstimmig, allerdings mit der erwähnten Präambel.

Dies war im besten Fall nur ein halbes Happy End. Jedenfalls beobachtete de Gaulle die Abkehr der Deutschen von der Vision des eigenständigen Europas mit ohnmächtiger Wut. Tatsächlich sollte es nach Adenauers Rücktritt im Oktober 1963 zu keiner deutsch-französischen Einigung in der Frage einer eigenständigen europäischen Verteidigung kommen. Auch die ins Spiel gebrachte deutsch-französische Konföderation blieb eine Fata Morgana.

Tod beim Patience-Legen

Konrad Adenauer verstarb am 19. April 1967. Charles de Gaulle starb am 9. November 1970, ein Jahr nach dem Rücktritt, beim Patience-Legen im Wohnzimmer der Boiserie im Beisein seiner Frau Yvonne. Mit dem Tod dieser grossen Staatsmänner war das Momentum für einen engen deutsch-französischen Zusammenschluss vorbei. Doch die Partnerschaft zwischen Deutschland und Frankreich blieb bestehen – bis heute.

Alles in allem ist die deutsch-französische Aussöhnung eine Art Wundergeschichte. Es tut gut, zu Beginn eines neuen Jahres sich daran zu erinnern. Man sagt sich, dass vielleicht sogar im Ukraine-Krieg oder im Gaza-Konflikt nicht alles Hoffen vergeblich sei. Jedenfalls ist es keine schlechte Sache, gelegentlich in das zarte Flämmchen der Hoffnung zu blasen.

Christophe Büchi, ehemaliger Westschweiz-Korrespondent von *Weltwoche* und *NZZ*, ist Autor des Standardwerks «Röstigraben. Das Verhältnis zwischen deutscher und welscher Schweiz» (*NZZ Libro*). Zurzeit arbeitet er an einer Biografie von Charles de Gaulle.

Wird 2024 ein Gold- und Silberjahr?

Nachdem Gold bereits ein neues Rekordhoch erreicht hat, könnte Silber folgen. Werner J. Ullmann, CEO von BB Wertmetall, ordnet die Entwicklung an den Märkten ein – und erklärt, wie Anlegerinnen und Anleger ihr Ersparnis vor Kaufkraftverlusten schützen können: mit den Lösungen G-Deposito und S-Deposito.



Innovationen aus der Schweiz: das G-Deposito für Gold und das S-Deposito für Silber.

Herr Ullmann, der Goldpreis hat unlängst ein Allzeithoch erreicht. Warum? Gold steht wie nichts anderes für Wertstabilität. Je unsicherer die Zeiten sind, desto stärker legt das Edelmetall zu. Interessant ist, dass die internationalen Notenbanken – nach einem Jahrzehnt des billigen Geldes – ihre Goldbestände wieder aufstocken.

Smart investieren heisst: flexibel bleiben.

Ist da noch Luft nach oben?

Klar. Man müsste eher von einer «Währungsschwäche» als von einer «Aufwertung» des Goldes sprechen. Schliesslich messen wir den Goldpreis ja in US-Dollar. Dieser hat allein in den letzten 50 Jahren über 80 Prozent seines Wertes verloren. Kaufkraftbereinigt hat Gold seinen Wert nachweislich über Jahrtausende behalten.

Wie entwickelt sich Silber weiter?

Momentan ist Silber über 80-mal billiger als Gold. Zur Zeit des griechischen und römischen Imperiums lag das Verhältnis etwa bei 13, was eher dem Vorkommen in der Erdkruste entspricht. Silber verfügt über ein beachtliches Potenzial nach oben. Erst recht, wenn wir bedenken, dass es für die Elektromobilität, die Photovoltaik und die Telekombranche unverzichtbar ist.

Wie sollte man in Silber und Gold investieren? Zum einen rate ich, Medaillen aus Silber und Gold als Notgroschen zu halten – und zum anderen, mit unseren Lösungen G-Deposito und S-Deposito langfristig Werte aufzubauen.

Was ist das G-Deposito?

Das G-Deposito ermöglicht einen flexiblen Zugang zu Gold. Dabei erwirbt man reines Goldgranulat. Dieses lagern wir umfassend versichert in einem Schweizer Hochsicherheitslager. Anlegerinnen und Anleger können täglich Ein- und Auszahlungen tätigen oder Tauschgeschäfte abwickeln. Das alles funktioniert ausserhalb des Banksystems.

Mit dem S-Deposito lässt sich nach dem gleichen Prinzip in Silber investieren?

Genau. Das S-Deposito vereint die Eigenschaften von Silber mit der Flexibilität eines Depots. Schon bei mehr als 60 Firmen kann man Einkäufe gegen Silbergranulat tätigen.



Engagiert für stabile Werte

Die BB Wertmetall stellt Privatpersonen, Familien und Firmen innovative Produkte aus reinem Silber und Gold bereit, um wahre Werte aufzubauen und zu erhalten. CEO ist der Anlage- und Rohstoffexperte Werner J. Ullmann.

Jacques Delors (1925–2023)
Gaston Glock (1929–2023)



Architekten, nicht nur Feuerwehrleute: Politiker Delors.

Das Etikett «grosser Europäer» wird heutzutage recht schnell vergeben, zuweilen scheint schon eine Legislaturperiode im EU-Parlament auszureichen. Aber Jacques Delors war wirklich ein Europa-Politiker, der grosse, um nicht zu sagen grandiose Projekte aufgleiste. Immerhin wurde unter seiner Führung als Kommissionspräsident mit dem Maastricht-Vertrag die Europäische Gemeinschaft zur Europäischen Union. Er schuf den Binnenmarkt, und sein «Delors-Bericht» ebnete den Weg zur späteren Gemeinschaftswährung, dem Euro. Mit straffer Hand und kühnen Ideen beendete er ein Jahrzehnt des Euro-Skeptizismus, das unter dem Stichwort «Eurosklерose» in die Geschichtsbücher einging.

Doch bei einem Grossprojekt biss sich der Franzose die Zähne aus – und dies ausgerechnet bei einem Land, an dem schon sein Landsmann Napoleon verzweifelte: der Schweiz. Das knappe Nein (nur 50,3 Prozent) ihrer Stimmbürger 1992 zu einem Beitritt zum Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) legte sich wie ein Schatten über diese Herzensangelegenheit von Delors. Fortan gab es ein Nest des Widerstandes in Europa, nicht unähnlich dem Gallier-Dorf in «Asterix».

Es war zwar nicht Delors' Idee gewesen, eine gemeinsame Wirtschaftszone der damals zwölf EG-Staaten mit den sieben Mitgliedern der Europäischen Freihandelsassoziation (Efta) zu schaffen. Aber Delors hatte den Plan entscheidend vorangetrieben und zum Abschluss

gebracht – bis zum Schweizer Volksentscheid. Es war der Beginn des bilateralen Wegs von Bern und Brüssel und des ewigen Vorwurfes helvetischer Rosinenpickerei.

Für Delors war dies der einzige Rückschlag in seiner zehnjährigen Amtszeit von 1985 bis 1995. Bevor Ursula von der Leyen im Brüsseler Berlaymont-Gebäude die Zügel übernahm, war der Sozialist der mächtigste Chef, den die Kommission je hatte. Mit der Rückendeckung seines Mentors, des Präsidenten François Mitterrand, dem er zuvor als Wirtschafts- und Finanzminister gedient hatte, dehnte er die enggefassten Vollmachten der Kommission immer mehr aus.

Mitterrands Herzenswunsch erfüllte er nicht. Obwohl die Amtszeiten beider Männer im selben Jahr endeten, verzichtete Delors darauf, für die Sozialisten für die französische Präsidentschaft zu kandidieren. Stattdessen zog er sich vollständig aus der Tagespolitik zurück. Europa freilich hatte er geführt wie ein französischer Präsident: zentralistisch. Auch dies ist ein Erbe seiner Amtszeit, das bis heute nachwirkt und von seiner späteren Nachfolgerin von der Leyen weiter verstärkt wird.

Über sich selbst hatte Delors einmal gesagt, dass Europa nicht nur Feuerwehrleute brauche, sondern auch Architekten. Emmanuel Macron, auch er ein «grosser Europäer», stuft das nun in seinem Nachruf ein wenig herab. Delors sei ein «unerschöpflicher Handwerker» gewesen.

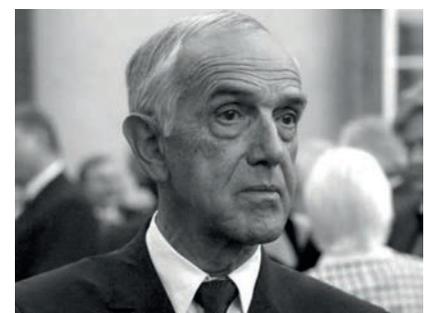
Wolfgang Koydl

Diese Nachricht berührte selbst hartgesottene Waffenfans: Gaston Hellmut Glock, der österreichische Ingenieur, der die weltweit beliebteste Waffe unter Polizisten und Verbrechern erfunden hatte, starb am 27. Dezember 2023 im Alter von 94 Jahren. R.I.P., Gaston, dein Wunderding bleibt unvergessen! Die kastenförmige Glock-Pistole, 1980 in einer Garage entworfen, in der er vorher Türscharniere und Vorhangstangen herstellte, eine leichte 9-Millimeter-Halbbautomatik, teilweise aus robustem Kunststoff gefertigt, die schnell schoss und problemlos nachgeladen werden konnte. Ein mattschwarzes, industriell aussehendes Meisterwerk ohne den schicken Holzgriff oder die schlanken Stahlkurven des Smith-&Wesson-Revolvers; billig in der Herstellung, präzise und feuerbereit, selbst wenn sie von Regen oder Blut durchnässt war.

So entwickelte sich die Glock zum Kultobjekt von Waffenfans, ob Rapper wie Notorious B.I.G. oder Saddam Hussein. Bei fast jeder Gewaltorgie war sie dabei, in Hollywoodfilmen verherrlicht, von Gangsta-Rappern in Lobliedern besungen. Wie viele Menschen durch die Glock starben, konnte nie geklärt werden. Die Devise des Meisters war klar: «Nichts ist falsch am Schiessen, solange die richtigen Leute erschossen werden.»

Du, lieber Gaston, bleibst bei diesen Massakern stets unsichtbar, hast dich auf einem Anwesen am See abgeschirmt. Wer deine Abgründe aus Bestechungen und Steuerhinterziehung beleuchten wollte, wurde gnadenlos verfolgt. Das sollten auch die Macher des preisgekrönten Enthüllungsfilms «Weapon of Choice» erfahren (an dem ich mitgearbeitet habe). Denn selbst als greiser Milliardär schoss er immer noch wild um sich – mit einem Heer aus Anwälten und Dirty Harrys, die es auf jene Punks abgesehen hatten, die sein Lebenswerk beschmutzen wollten. Und jetzt? *Go ahead, Gaston, make my day!*

Tom Kummer



Gnadenlos verfolgt: Ingenieur Glock.

LITERATUR UND KUNST

Ein Grund für
Kulturoptimismus:
Popmusik wird
immer besser!
Benjamin Bögli,
Seite 42

Herausgegeben von Daniel Weber



Reinheit, Klarheit, Optimismus und Anmut.

Claude Monet, Wasserlilien, 1916 – Da war eine Nymphe, die unsterblich in Herakles verliebt war. Herakles jedoch hatte keine Schwäche für diese weibliche Gottheit niederen Ranges, zeigte ihr bloss seine kalte, muskulöse Schulter. Zusehends verzweifelte die Nymphe, so sehr, dass sie alsbald an gebrochenem Herzen starb. Da kam Aphrodite, die Liebesgöttin und Beschützerin der Nymphen, ein wenig spät vielleicht, hatte Mitleid und erweckte die Nymphe als Seerose wieder zum Leben.

Seither sollen auf den Blüten der weissen Seerose, die der Volksmund auch Wasserlilie nennt, die Nymphen sitzen und ihre Magie versprühen.

Ihr Zauber soll nichts weniger sein als Reinheit, Klarheit, Optimismus und Anmut. Welch fast schon zärtliche Tugenden, die so selten geworden sind wie Teiche voller Seerosen, auf denen die Nymphen mit ihrem Zauberstaub die Welt ein wenig besser scheinen lassen.

Vielleicht würde es der Welt in diesen Tagen helfen, wenn wir in grossem Stil die Seerose zurückholten, ihre Kraft, die uns bei ihrem Anblick versinken lässt in jene dunkle Tiefe, in deren Sumpf unser besseres Selbst feststeckt und droht unterzugehen. Und dass wir es dort befreien können, so, wie aus dem Sumpf des Teiches und dem Schlamm des Wassers immer

wieder eine weisse Seerose an die Oberfläche und ins Licht drängt.

Claude Monet (1840–1926) hielt Seerosen als Motiv lange für zu belanglos. Da war die Welt jenseits der Seerosenteiche, da war ein ganzer Blumenstrauß voller Moderne, Kubismus, Futurismus, Surrealismus. Für die Seerose blieb nur der Platz eines stiefmütterlichen Daseins.

Lange erst nach Monets Tod tauchte die Seerose aus dem Schlamm der Malerei und wurde alsbald, so sagte man, zur Sixtinischen Kapelle des Impressionismus. 300 Seerosen-Bilder hatte Monet gemalt, so, als ob eine Nymphe den Pinsel geführt hätte. *Michael Bahnerth*

Pop sei Dank

Kulturpessimisten aufgepasst: Derzeit sind die Hitparaden prall gefüllt mit fabelhaften Songs.

Benjamin Bögli

Im Pop-Universum ist eine bewundernswerte Konstellation erkennbar. Zu einer Zeit, in der aus heiterem Himmel ein neuer Beatles-Song fällt, wimmelt es auch sonst nur so von brillanter Musik. Einfach von einer glücklichen Fügung zu sprechen, griffe zu kurz. Man kann es auch so sehen: Pop wird immer besser. Er ist grenzenlos, bedient sich hemmungslos bei allen Musikrichtungen und verwandelt sie zu einem neuen Ganzen. Je mehr Genres es gibt, desto reichhaltiger und ausgeklügelter wird der durchschnittliche Popsong.

Konnten sich die Beatles schon von Klassik, Rock'n'Roll und Jazz inspirieren lassen, steht den heutigen Songschreibern und Sound-Ingenieuren eine bedeutend grössere Auswahl an neuen Stilen und technischer Unterstützung, diese zu analysieren, zur Verfügung. Der vielleicht Erste, der diesen eklektischen Ansatz zur Vollendung gebracht hatte, hiess Michael Jackson. Und im Zeitalter von künstlicher Intelligenz heisst das: Je mehr Informationen gesammelt werden können, desto höher wird die Qualität.

Doja Cat: Paint the Town Red

Wie gut das klingen kann, beweist im Moment Doja Cat. In ihrem Hit «Paint the Town Red» vom Album «Scarlet» verschmilzt die amerikanische Rapperin ihren rollenden Sprechgesang mit verblüffend eingängigen melodischen Elementen. Man spitzt sofort die Ohren. Und blickt man auf die Entstehungs-



geschichte des Stücks, reibt man sich die Augen: Unter anderem sind Burt Bacharach und Hal David als Komponisten angegeben. Diese schrieben in den sechziger Jahren Hits wie «Raindrops Keep Fallin' on My Head» und auch «Walk On By» (1964) von Dionne Warwick. «Paint the Town Red» greift den

Künstliche Intelligenz heisst: Je mehr Informationen, desto höher die Qualität.

Rhythmus und ein paar Melodienbrocken dieses Easy-Listening-Klassikers auf und lässt ihn hochmodern ertönen. Auf Junge wirkt «Paint the Town Red» deshalb magisch, während ältere Hörer ein unwiderstehliches akustisches Déjà-vu erleben.

Coi Leray: Players

Mit einer ähnlichen Vorgehensweise bastelte sich die 26-jährige Coi Leray aus Boston ihre Erfolgsnummer «Players» zusammen. Auf der Basis von «The Message» der Hip-Hop-Legenden Grandmaster Flash & the Furious Five (1982) rappt sie nun ihren eigenen Text. Ein paar Monate nach der Veröffentlichung brachte Leray gleich einen – schliesslich noch kommerzielleren – Remix von «Players» auf den Markt, den sie mit Busta Rhymes' «Put Your Hands Where My Eyes Could See» (1997) abschmeckte. Der Song ist lustig und sorgt mit seinen einschlägigen Breakbeats sofort für Heiterkeit.

Stephen Sanchez: Until I Found You

Eine Popballade der Extraklasse schrieb Stephen Sanchez. Er kommt nicht nur aus dem kalifornischen El Dorado Hills, er klingt auch golden. Beim Hören von «Until I Found You» hat man partout das Gefühl, es müsse sich um ein Cover einer Produktion aus den fünfziger oder sechziger Jahren handeln. Der 21-Jährige hat das Stück aber selber komponiert. Ursprünglich im Jahr

2021 veröffentlicht, schaffte es im Duett mit Em Beihold den grossen internationalen Durchbruch 2023.

Auch der Rest von Sanchez' Debütalbum «Angel Face», das im Herbst erschien, ist hörenswert. «Until I Found You» ragt aber dermassen heraus, dass der Schnulzenkönig schlechthin, Elton John, bei seinem geschichtsträchtigen allerletzten Auftritt am Glastonbury-Festival im Sommer das Lied in sein Programm aufnahm und es zusammen mit Sanchez vor 100 000 Fans und 7,3 Millionen Fernsehzuschauern vortrug.

Dua Lipa: Houdini

Als der britische Superstar Dua Lipa im Mai «Dance the Night» veröffentlichte, ahnte man noch nicht, dass die 28-Jährige bereits im November einen noch besseren Song nachlegen würde: «Houdini», eine charmante Hommage an den berühmten amerikanisch-ungarischen Zauberer Harry Houdini (1874–1926). Der Refrain mit den Worten «Catch me or I go Houdini» setzt sich sofort im Ohr fest; das ganze Stück ist ein Radio- und Disco-Hit von entfesselnder Verspieltheit.

Zwischendurch blitzten in den letzten Monaten immer wieder auch neue Hits von den anderen ganz Grossen im Geschäft, Taylor Swift (u. a. «Karma»), Miley Cyrus («Flowers»), «Used to Be Young») oder Beyoncé («Cuff It»), am Pop-himmel auf. Die drei Frauen bestätigen damit eindrücklich, weshalb es sich bei ihnen nicht um abstürzende Eintagsfliegen handelt; die Songs sind einfach zu gut gemacht. Olivia Rodrigo, 20, seit ihrem Corona-Hit «Drivers License» eine der jüngsten Pop-Prinzessinnen, trifft mit ihrer abgeklärt-rockigen Single «Bad Idea, Right?» ebenfalls ins Schwarze.

SZA: Kill Bill

Die Frau der Popstunde heisst aber SZA. In der Rap-Szene schon etwas länger bekannt, beförderte sich die 34-jährige Amerikanerin mit dem Album «SOS» Anfang Jahr mitten in den Mainstream. Zu verdanken hat sie das vor allem



Der Funke springt augenblicklich: Selena Gomez und Rema.

der Nummer «Kill Bill». Die melancholische, melodisch an ein Schlaflied angelehnte Mörderballade mit explosivem Text stürmte weltweit die Hitparaden. Ein solcher Wurf gelingt auch

Das Bonmot «Gut Ding will Weile haben» gilt auch für Qualitätspop.

Superstars nur selten. SZA, ausgesprochen Sisa, hat bei den Grammy Awards im Februar gute Chancen auf eine Auszeichnung für das beste Album.

Miguel: Sure Thing

Das Bonmot «Gut Ding will Weile haben» kann auch für Qualitätspop gelten. 2010 brachte der Kalifornier Miguel, heute 38, sein Album «All I Want Is You» heraus. Darauf befand sich ein Stück namens «Sure Thing», das bereits damals in Amerika ziemlich erfolgreich war. Die chinesische Social-Media-Plattform Tiktok, seit 2018 weltweit aktiv, verhalf «Sure Thing» jetzt aber zu einem grandiosen Comeback, und der Song wurde auch international bekannt: 2023 überstieg er über zehn Jahre nach der Veröffent-

lichung alle früheren Chart-Platzierungen. «Sure Thing» wird dem alternativen R'n'B zugeordnet, verbreitet eine coole Stimmung und verfügt über eine enorm griffige Struktur. Die soulige Rap-Perle funkelt ab dem ersten Ton.

Kenya Grace: Strangers

Mitreissend und bloss ein paar Monate alt ist der Song «Strangers» von der südafrikanisch-britischen Newcomerin Kenya Grace. Ihre feine Stimme steht in wunderbar schwebendem Kontrast zur trancehaften Drum-'n'-Bass-Instrumentalisierung. Grace hat den Dreiminüter selbst geschrieben und produziert. Sie begann ihn Ende Juli auf Tiktok zu bewerben. Im September veröffentlichte sie den Song offiziell, und er wurde schnell die Nummer eins der britischen Hitparade; in der Schweiz landete er auf dem zweiten Platz. Es ist der erste Hit der 25-Jährigen. Ihr Album soll in diesem Jahr erscheinen.

Rema und Selena Gomez: Calm Down

Eines der meistgehörten Stücke der letzten Zeit gelang Rema. Auch anderthalb Jahre nach der Veröffentlichung spielen die Radiostationen sein «Calm Down» noch immer wie verrückt.

Schützenhilfe für den exzellenten Remix erhielt der 23-jährige Nigerianer vom amerikanischen Pop- und Hollywoodliebling Selena Gomez. «Calm Down» gilt als erfolgreichster Afrobeat-Song überhaupt. Seine Qualität liegt im gnadenlosen Rhythmus und der unheimlichen Spannung, die er vom ersten Klang bis zum Schluss halten kann. Spielt der DJ im Klub den Song an, springt der Funke augenblicklich auf die Besucher über, und die Leute können nicht anders, als zumindest mitzuwippen. Auch nach 83 Wochen hält sich «Calm Down» noch in der Schweizer Hitparade, derzeit belegt das Lied Platz 50.

The Beatles: Now and Then

Die Beatles sind die Band mit der längsten Zeitspanne zwischen ihrem ersten und letzten Nummer-eins-Hit. Alles begann im Jahr 1964, vor 59 Jahren, mit «I Want to Hold Your Hand». «Now and Then», der zu Beginn erwähnte, vielleicht allerletzte Beatles-Song, der im November 2023 mit Hilfe von künstlicher Intelligenz, aber auch mit jener der verbliebenen Mitglieder Paul McCartney und Ringo Starr die Spitze der Charts erklimmte, markiert zugleich auch einen wunderbaren Poprekord.

«Ihr seid nicht allein da draussen!»

Cora Stephan

Monika Gruber und Andreas Hock:
Willkommen im falschen Film. Neues vom Menschenverstand in hysterischen Zeiten.
Piper. 240 S., Fr. 33.90

Wenn man schon nicht stolz darauf sein darf, Deutscher zu sein, weil man dafür ja nichts kann und sich im Übrigen heutzutage eher dafür schämt, sollte man sich doch wenigstens an ein paar deutschen Errungenschaften

Wussten Sie schon, dass es in Deutschland mehr Bierbrauereien gibt, als die USA Kampffjets haben?

erfreuen dürfen, an Dingen wie Brot und Bier, auch wenn man längst zur «bürokratiehörigen Maximalsteuerzahlerin ohne Migrationshintergrund» geschrumpft ist. Und wussten Sie schon, dass es in Deutschland mehr Bierbrauereien gibt, als die USA Kampffjets haben?

Lachen, nicht weinen

Wenn nein, dann könnte das neue Buch von Monika Gruber und Andreas Hock genau das Richtige sein, um Sie über die Unwägbarkeiten von Zeitgeist, Politik und den Medien hinwegzutrusten. Denn was soll das Bangen und Barmen, wenn man auch darüber lachen oder sich ein Bier reinziehen kann? «Willkommen im



Schlagfertig:
Kabarettistin Gruber.

falschen Film» heisst das aktuelle Buch und verspricht «Neues vom Menschenverstand in hysterischen Zeiten».

Für Menschenverstand ist Monika Gruber bekannt. Man kennt sie als Schauspielerin und vor allem als Kabarettistin, sie ist nicht nur witzig und schlagfertig, sondern ebenso realistisch und nüchtern – was daran liegen könnte, dass sie nicht im städtischen Zeitgeistmilieu, sondern auf dem Bauernhof aufgewachsen ist und vor der Schauspielerei einen unglamourösen Beruf ausgeübt hat.

Dass sie sich im überwiegend woken Kulturmilieu mittlerweile nicht mehr richtig wohl fühlt, kann man nachvollziehen – sie hat weder bei der Panikpandemie mitgemacht, noch mag sie das Gendern oder «Fridays for Future».

Zuletzt hat sie ihren nicht unerheblichen Einfluss geltend gemacht, als sie in Erding zu einer Demonstration gegen das geplante deutsche Heizungsgesetz aufrief. Politisch korrekt? Niemals! Darauf kann man sich verlassen. Monika Gruber hat ein grosses Herz, also auch für alle bekannten 72 Geschlechter, weshalb sie sich als 73. Geschlecht outet – als «eine Trans-Schüchterne, gefangen im Körper eines Kettensägen-Mundwerks». Schliesslich sei auch Robert Habeck «nur ein Trans-Narzisst, gefangen im Körper eines verwuschelten Kinderbuchautors».

Wachsende Verzweiflung kann man eben nur mit galligem Gelächter und einem Witz bekämpfen, der auf Augenhöhe mit dem zunehmenden Schwachsinn ist. In Osnabrück etwa wurde jetzt verfügt, dass auf Kinderkarussells keine Autos oder Flugzeuge oder Hubschrauber oder exotische Tiere ihre Runden drehen dürfen, nur noch Fahrräder oder «Fahrzeuge des öffentlichen Personennahverkehrs». Denn, so der Stadtbaurat: «Der motorisierte Individualverkehr ist ganz klar ein Konzept von vorgestern.»

Was für «ein Signal für die Nachhaltigkeit in der Kinderbelustigung»? Doch Monika Gruber denkt ganzheitlich: «Fällt die Benutzung eines Vibrators auch unter die Bezeichnung «motorisierter Individualverkehr?»»

Lachen, nicht weinen! Dieses Buch kann dabei helfen. «Es könnte alles so herrlich einfach sein. Man muss nur wollen mögen.»

PS: Der Verlag hat die erste Auflage des Buchs vom Markt genommen. Warum? Weil Gruber den öffentlichen Tweet einer Influencerin zitiert hat, in dem diese warnte, «rechtsextreme Frauen» unterwanderten «aktiv auch die textile Hobbyszene (z. B. Stricken)». Als ob das nicht bereits grotesk genug wäre, kündigt Piper deshalb jetzt eine Überarbeitung des Buchs an. Der Verlag hat seine Autorin nicht verdient.



Vom Heilmittel zum Rauschgift.

Drogen vom Dealer – oder aus der Drogerie?

Wolfgang Koydl

Helena Barop: Der grosse Rausch. Warum Drogen kriminalisiert werden. Eine globale Geschichte vom 19. Jahrhundert bis heute. Siedler. 304 S., Fr. 39.90

Jeder hat schon mal bei Rossmann, Müller, DM oder einem der anderen Drogeriemärkte eingekauft, die schon lange die klassische Drogerie abgelöst haben. Doch kaum jemand macht sich Gedanken über den Namen. Warum Drogerie? Nun, weil man früher seine Drogen dort kaufte und nicht wie heute beim Dealer des Vertrauens in der schummrigen Bahnhofofunterführung.

Das Beispiel zeigt, welchen Bedeutungswandel Drogen in den vergangenen gut 200 Jahren erfuhren. Von Heilmitteln mit teilweise angenehmen Nebenwirkungen zu gesundheitsgefährdenden Sucht- und Rauschmitteln, die mit allen Mitteln des Gesetzes verfolgt werden. An den Drogen kann es nicht liegen. Sie haben sich nicht verändert. Viele von ihnen sind dieselben, die man einst frei kaufen konnte, als etwa Thomas de Quincey begeistert seine «Bekanntnisse eines englischen Opiummessers» niederschrieb.

Wie konnte es geschehen, dass aus Rauschmitteln Rauschgifte wurden, woher kamen und kommen Drogenepidemien, die letztlich gar einen weltweiten «War on Drugs», einen Krieg gegen die Drogen, notwendig machten? Oder ist das alles übertrieben, entstand das Drogenproblem erst durch die Kriminalisierung der beruhigenden, euphorisierenden, belebenden



mexikanische Zuwanderer und Marihuana (Cannabis). Drogenpolitik wurde zu einem Mittel sozialer Kontrolle.

Trotz dieser Einwände lohnt sich die Lektüre ihres Buches, denn es ermöglicht einen frischen Blick auf ein Problem, das letztlich erst seit gut hundert Jahren eines ist. Mit Ausnahme puritanischer Exzesse – Oliver Cromwell in England, Jean Calvin in Genf, Girolamo Savonarola in Florenz – war der Rausch zu allen Zeiten ein allseits geduldeter Ausweg aus dem Alltag. Zu Recht weist Barop denn auch darauf hin, dass alle Anti-Drogen-Massnahmen im Kern «Sittlichkeitsgesetze» sind, mit denen moralisch korrektes Verhalten erzwungen werden soll. Als andere Beispiele zählt sie Paragrafen gegen Homosexualität, Abtreibung, Glücksspiel, Prostitution oder Kuppelei auf.

Substanzen? Und wer war eigentlich für diese Kriminalisierung verantwortlich? Das sind unbequeme, unangenehme, provokante Fragen. Diesen frischen Blick auf Drogen bietet die Historikerin Helena Barop, die sich intensiv mit der Geschichte der Rauschmittel befasst hat – allerdings nicht seit der Frühzeit, als der Mensch nachweislich auch schon berauschende Blätter oder Pilze kaute, sondern erst der letzten zwei Jahrhunderte. Diese waren freilich, wie sie belegt, die entscheidende Zeitspanne.

Eine kleine Einschränkung zu Beginn: Barop ist manchmal blind für echte Probleme, die Drogen verursachen können. Sie sieht allein in der Verfolgung der Rauschmittel den Grund für die Probleme, sie sieht Rassismus am Werk, und sie hat einen allein Schuldigen für diese Politik der harten Hand ausgemacht: die USA, die nach und nach dem Rest der Welt ihre von Puritanismus geprägten Vorstellungen auch in diesem Bereich aufgezwungen hätten.

Rausch an sich ist nicht böse

Das ist manchmal etwas plakativ, denn ob es nun in Deutschland Christiane F. und die «Kinder vom Bahnhof Zoo» waren oder in der Schweiz die Platzspitz-Tragödie: Drogen haben auch verheerende Folgen. Aber Barop belegt, dass diese «Epidemien» häufig nur in den Medien epidemische Ausmassen annehmen und von den realen Zahlen nicht gedeckt waren. Studien zeigen, dass zwischen 70 und 90 Prozent aller Drogenkonsumenten nie von dem Stoff abhängig werden. Und tatsächlich waren es häufig ethnische Minderheiten in den USA, die mit Drogenmissbrauch in Verbindung gebracht wurden: chinesische Arbeiter und Opium, Schwarze und Kokain,

Ginge es, wie behauptet, wirklich um Gesundheitsvorsorge, müssten Alkohol, Nikotin, Sport oder Sex ebenfalls verboten werden.

Die meisten dieser Sittlichkeitsgesetze sind aus westlichen Gesetzbüchern verschwunden, und auch bei der Bewertung von Drogen hat ein Umdenken eingesetzt. Barop erwähnt die Liberalisierung beim Gebrauch von Cannabis in mehreren US-Bundesstaaten und einigen europäischen Ländern. Der deutsche Vorstoss wurde allerdings

Entstand das Drogenproblem erst durch die Kriminalisierung der Substanzen?

von der EU gebremst – aufgrund der USA. Sie initiierten 1909 mit dem «Shanghai Agreement» das erste internationale Abkommen gegen Rauschmittel, dem sich weitere anschliessen sollten. Es wurde – mehr oder minder freiwillig – von den meisten Staaten übernommen. Darauf beruft sich heute auch die EU-Kommission.

Barop plädiert für einen aufgeschlossenen Umgang mit Drogen. Erst die Illegalität führe zu verunreinigten und damit gesundheitsgefährdenden Rauschmitteln und zu Kriminalität. Sie erinnert zudem daran, dass Rausch an sich nicht böse ist – wie wohl jeder von uns schon feststellen konnte. Dazu muss man keine Substanzen einwerfen. Langstreckenläufer erleben ihr High beim Überschreiten einer bestimmten Distanz.

Barop ruft ins Gedächtnis, dass Drogen in erster Linie immer auch Heilmittel waren. Mit anderen Worten: Es ist Zeit, sie wieder bei Rossmann, Müller, DM oder einem der anderen Drogeriemärkte kaufen zu können.

Die Sprache

Okaye Literatur?

Nicht alles ist okay. Aber alle sagen: «Es ist okay.» Woher kommt das Wort, das in vielen Sprachen einer der häufigsten Amerikanismen ist? Unzählige amüsante Storys waren im Umlauf – zum Beispiel soll ein Oskar Krause am Fließband von Ford jedem Wagen sein O. K. gegeben haben –, bis der amerikanische Linguist Allen Walker Read herausgefunden hat, was heute die gültige Lesart ist. Um 1839 erlaubten sich die Redaktoren der *Boston Morning Post* den Scherz, «all correct» mit o. k. («oll korrekt») abzukürzen. Es dauerte ein bisschen, aber seit 1954 steht das Adjektiv/Adverb im Duden.

Die deutsche Sprache kann nicht alle Anglizismen abwehren, aber sie rächt sich, indem sie diese nach ihrem Gutdünken zurechtbiegt. Vorsorglich vermerkt der Rechtschreibduden, dass «okay» alltagssprachlich gelegentlich attributiv verwendet werde (ein okayer Typ), was grundsätzlich so wenig korrekt ist wie ein abber Knopf oder eine zune Tür. Nicht dass ich es befürworte, aber es wird eine Frage der Zeit sein, bis dies als richtig gilt. In der Zeitschrift *Theater heute* konnte man von einer okayen Zuschauerzahl lesen, und die FAZ meinte, der Roman «Mindset» von Sebastian Hotz sei ein okayer Roman von einem okayen Typen.

Aber selbst in der Literatur finden sich solche Beispiele. In Ronja von Rönnes «Trotz» kommt ein okayer Preis vor. Sogleich wurde sie gescholten von der Literaturkritikerin Elke Heidenreich. So etwas gefalle ihr in einem literarischen Text gar nicht. Von einem okayen Sachbuchvertrag wird in «Noch wach?» von Benjamin von Stuckrad-Barre geredet. Sarah Kuttner findet in «Kurt» in einem Kurhotel eine okaye Rezeption vor. Schon 1999 schreibt Tanja Dücker in «Spielzone» von einer okayen Gegend.

Auch das Schweizerdeutsche hat sich «okay» einverleibt. Was Wunder, haben doch Verben wie mailen, biken, bloggen, daten, jobben, shoppen, talken und zappen längst Eingang in den Dialekt gefunden. Und Kuno Lauener von Züri West hat schon 2008 gesungen: «U i finge d'Schpinnele okay.»

Max Wey

Kunst

Maler im Engadin auf der Pirsch

Rolf Hürzeler

Gerhard Richter: Engadin. Nietzsche-Museum, Sils Maria, sowie Segantini-Museum, Galerie Hauser & Wirth, beide St. Moritz. Bis 13. April

Er zieht wie ein Waidmann durch die Wälder des Oberengadins. Statt einer Flinte hat der Künstler Gerhard Richter allerdings eine Kamera bei sich. Er sucht nach Fotomotiven, die er später in seinem Atelier in Ölgemälde umsetzen kann. Auf einer dieser Wanderungen wird der Sujetjäger im Fextal fündig. Beim Weiler Curtins entdeckt er einen Wasserfall, den er fotografiert und später grossformatig malt. Das Gemälde ist gegenwärtig im St. Moritzer Segantini-Museum zu sehen.

Schlicht «Engadin» heisst die dreiteilige Ausstellung mit Werken von Gerhard Richter. Neben dem Segantini-Museum sind seine Fotos und Bilder im St. Moritzer Ableger von Hauser & Wirth sowie im Nietzsche-Museum in Sils Maria zu sehen. Die Schau lohnt einen Besuch vor allem, weil sie Richters Arbeitsweise anschaulich dokumentiert. Der Maler entdeckte das Engadin Ende der achtziger Jahre und besuchte das Hochtal in der Folge regelmässig. Aus gesundheitlichen Gründen kann der heute 91-Jährige jedoch nicht mehr zurückkehren.

Der Fextaler «Wasserfall» hängt im Segantini-Museum neben dem ikonografischen Werk «Ave Maria bei der Überfahrt» von Giovanni Segantini mit dem Hirtenpaar, das seine Schafe in der Dämmerung über einen See rudert. Der Gegensatz zwischen den beiden Gemälden ist reizvoll: Segantini hatte einst eine Hymne auf die Symbiose von Mensch und Natur gemalt. Richter dagegen vermittelt einen ambivalenten, fast mystischen Blick auf das Naturphänomen, das sich einer rationalen Analyse zu entziehen scheint. Menschen haben bei ihm keinen Platz im Bild, nur ausserhalb, als Betrachter. Die Gegenüberstellung dieser zwei Richter- und Segantini-Werke ist überraschend: Hätten sie nicht beide das Engadin entdeckt, wären ihre Werke wohl kaum je gemeinsam zu sehen.

Traumähnliche Effekte

Hinter der sanften Verfremdung der naturalistischen Gemälde durch Richter steckt laut dem Kurator Dieter Schwarz ein technischer Vorgang: Mit Hilfe eines Projektors überträgt der Künstler das Motiv als Zeichnung auf die Leinwand, so dass er die Darstellung verändern kann. Nach dem Malen verwischt er die feuchte Ölfarbe, bis sich fast traumähnliche Effekte ergeben. Richter arbeitet mit dieser Tech-



Der Landschaft nicht zu nahe treten: Gerhard Richter, 18. 5. 92 (1992).

nik seit einem halben Jahrhundert – und hat sie im Oberengadin weiterentwickelt. Denn dort stimmte er auf seinen Naturfotografien mit dem Pinsel jeweils die Farben ab, um sie im Ölgemälde möglichst akkurat wiederzugeben. Dabei entdeckte er, dass die Striemen und Kleckse die Fotos zu eigenständigen Kunstwerken in Postkartengrösse machten.

Diese Werke sind in der St. Moritzer Galerie Haus & Wirth zu sehen. Um die vierzig mit Ölfarbe veränderte Fotografien sind auf zwei Stockwerken ausgestellt. Den meisten liegen Aufnahmen der spektakulären Seenland-

schaft sowie der Nadelwälder zugrunde. Je nach persönlicher Befindlichkeit hat Richter die Bilder farblich verändert – fröhlich, traurig, aggressiv oder versöhnlich. Auf einzelnen ist die Landschaft fast nicht mehr erkennbar, andere hat er lediglich fein, fast zärtlich umgestaltet, damit er der Landschaft ja nicht zu nahe tritt.

Gänzlich unberührt liess er die Fotografien, die im Nietzsche-Haus in Sils Maria ausgestellt sind. Die Schwarzweissfotos sind vornehmlich Momentaufnahmen des hochalpinen Nadelwalds und wurden nahezu alle im Winter aufgenommen. Die 41 Bilder leben vom Schnee, der

den Koniferen mit ihren unentwirrbaren Ästen eine Struktur verleiht. Richter illustrierte mit diesen Fotos einen Suhrkamp-Band des deutschen Schriftstellers Alexander Kluge, der unter dem Titel «Dezember» historische Begebenheiten schildert, die sich einst in diesem Monat zugetragen hatten. Richters Fotoabzüge mit diesen Baumstrukturen korrespondieren mit den zahlreichen Nietzsche-Memorabilien im Silser Haus und der – mitunter schwer nachvollziehbaren – Geisteswelt des Philosophen.

Film

Die singende Nervensäge

Jean-Martin Büttner

I Am a Noise (USA, 2023) von Miri Navasky, Maeve O'Boyle und Karen O'Connor

«I Am a Noise» heisst die neue Dokumentation über Joan Baez, nach einem Tagebucheintrag, den sie als Schülerin festhielt. Aber genau das stimmt nicht bei ihr. Die kalifornisch-mexikanische Sängerin, Melodielieferantin der amerikanischen Protestbewegung, machte als Musikerin keinen Lärm; sie hat auch noch nie einen Misston gesungen. Wie zur Bestätigung zeigen die Regisseurinnen zu Beginn die junge Joan Baez auf der Bühne mit Gitarre und langem Haar. Wir hören sie das ätherisch vorgetragene Wort «Freedom» singen und wiederholen in ihrer makellosen Art. Dabei bleibt gerade diese Perfektion ihr künstlerisches Problem. Denn die Sängerin konnte einem mit ihrem reinen Sopran, aufgeladen mit einem penetranten Vibrato, furchtbar auf die Nerven gehen. Deshalb ihre Stimme streberhaft klang und auf besserwisserische Art moralistisch.

Lähmende Panikattacken

Schon als Achtzehnjährige verzauberte Joan Baez ihr Publikum und sang sich zur Ikone der amerikanischen Linken hoch. An ihrer politischen Überzeugung bestand kein Zweifel. Von Beginn ihrer Karriere an bis heute engagierte sie sich gegen das Unrecht in der Welt und vor allem in ihrer amerikanischen Heimat, wie der Film eindrücklich belegt. Baez sang für die Bürgerrechte, gegen den Vietnamkrieg und das amerikanische Engagement in Südamerika. Sie ging protestierend auf die Strasse, trat mit Martin Luther King auf, als dieser in Washington seine unvergessene «I have a dream»-Rede hielt.

Und sie half mit, den jungen Bob Dylan berühmt zu machen, bat ihn auf die Bühne, hatte eine Affäre mit ihm, verliebte sich rettungslos und wurde von ihm verlassen, als er sie nicht mehr brauchte. «Es schmerzte wie die Hölle», sagt Baez im Film; diese Ehrlichkeit in Kombi-

nation mit ihrem Humor macht das Pathos erträglich, das aus ihren Auftritten quillt.

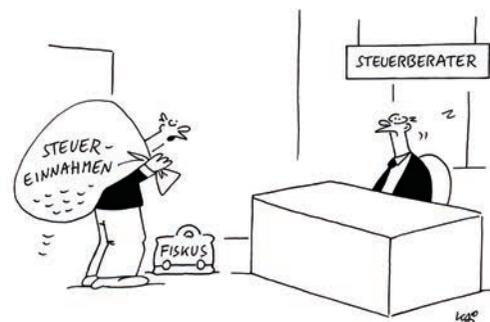
Die vibrierenden Protestlieder machten Joan Baez zum Star, aber nicht alle waren von ihrem Vortrag überzeugt. Als ein Journalist den Soziologen Theodor W. Adorno mit einem Vietnamlied der Sängerin konfrontierte, reagierte dieser unbeeindruckt: «Wenn irgendjemand auf eine im Grunde doch schnulzenhafte Musik irgendwelche Dinge darüber singt, dass Vietnam nicht zu ertragen sei, dann finde ich, dass gerade dieser Song nicht zu ertragen ist, weil er das Entsetzliche noch irgendwie konsumierbar macht, schliesslich auch daraus noch etwas wie Konsumqualitäten herauspresst.»

So weit die Urteile und Vorurteile. Weil Letztere den Blick verengen, erweist sich «I Am a Noise» als wichtige Korrektur. Erstens hören wir, wie die heute 82-jährige Sängerin immer glaubwürdiger klingt, je älter sie wird und je brüchiger ihre Stimme. So erlebte man sie auch vor neun Jahren am Paléo-Festival in Nyon. Sie spielte und sang vor Zehntausenden, begeisterte mit ihrer Musikalität und ihrem Humor. Joan Baez war in ihrem Leben weit mehr geplagt, als ihre makellosen Auftritte glauben machen. So absolvierte sie während Jahrzehnten Psychotherapien, weil sie an lähmenden Panikattacken litt. Dazu kommt ein im

Schon als Achtzehnjährige sang sich Joan Baez zur Ikone der amerikanischen Linken hoch.

Film angedeutetes Missbrauchstrauma durch ihren Vater, dem die Tochter verzweifelte Briefe schrieb, während er die Übergriffe konsequent abstritt. Sie sei unfähig zu Beziehungen, sagt sie einmal in ihrer ehrlichen Art. Dazu gehört nicht nur die gescheiterte Beziehung zu Bob Dylan, sondern auch zu Steve Jobs, dem Apple-Mitbegründer. Wieso sich eine überzeugte Linke auf diesen entfesselten Kapitalisten einliess, darüber schweigt sich der Film leider aus.

Sie sei wohl der einzige Mensch auf der Welt, sagte ihr ein Journalist, der sowohl Bob Dylan als auch Steve Jobs nackt gesehen habe. «Mag sein», gab sie zurück, «aber nicht zur selben Zeit.» Man muss sie lieben.



„Haben Sie vielleicht einen Tipp gegen Rückenschmerzen?“

Jazz Geist des Propheten

Peter Rüedi

Christoph Grab Reflections

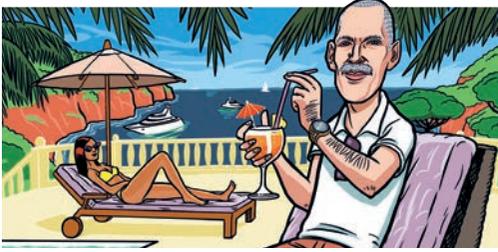
(Lukas Thoeni, Andreas Tschopp, Bänz Oester, Pius Baschnagel): Oneness. Lamento 007

Unter vielen eigenwilligen Künstlern des Jazz war Thelonious Sphere Monk (1917–1982) der einzigartigste. Und doch war er in gewisser Hinsicht ein Widerspruch in sich selbst, nämlich ein «konservativer Revolutionär»: vollkommen original, eins mit sich selbst und doch verbunden mit der Jazztradition. Lange war er der Inbegriff eines Aussenseiters, mit seinem erratischen Klavierspiel ein Einzelgänger, von wenigen als «Prophet» gefeiert, als Genie. Nach seinem Tod erreichte sein Nachruhm freilich auch ein breiteres Publikum. Viele seiner Kompositionen avancierten zu Standards des modernen Jazz, und in unzähligen Abdankungen verbeugten sich die Nachgeborenen vor seinem Œuvre, dabei die Brisanz seiner widerständigen Art brut oft in ihrem Mainstream glättend.

Der Berner Saxofonist Christoph Grab nannte eine seiner Formationen nach einem Stück von Monk Reflections, aber er gehört keineswegs zu jenen Mainstreamern, welche Monk zum Klassiker domestizieren und dessen vertrackt einfache, immer überraschende Erfindungen verharmlosen. Monk ist ihm eine Obsession. 2017 hatten Reflections im Trio Premiere, 2020 erschien die erste CD im Quintettformat und nun die zweite unter dem zutreffenden Titel «Oneness»: neu mit Bänz Oester am Bass und wieder mit den brillanten Partnern Lukas Thoeni an der Trompete, Andreas Tschopp an der Posaune und Pius Baschnagel am Schlagzeug. Die Band ist von fabelhafter Geschlossenheit (*oneness*), in Grabs Arrangements eigenwillig und mitreissend zugleich. Gelegentlich scheint es, als würden Pianopassagen von Monk ins Orchesterale übersetzt, wie von Hall Overton in Monks denkwürdigem «Town Hall»-Konzert 1959. Auch die Fortsetzung der kompositorischen Logik der Stücke in die Architektur der Soli ist bei Grab und Partnern eine überzeugende Um- und Fortsetzung des Prinzips Monk. Der setzte mit Vorliebe die kantige Ruinenbauweise seines Klaviers gegen die Beredsamkeit seiner Bläser und den Swing von Bass und Schlagzeug.

Kein Piano bei Reflections. Keinerlei Kopie, aber viel von Spheres Spirit in neun weiteren Lesarten von Kostbarkeiten aus der Hinterlassenschaft des Propheten. Die gehen Grab und Reflections so schnell nicht aus; Alexander von Schlippenbachs «Monk's Casino. The Complete Works of Thelonious Monk» enthält 71 Titel.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

Ich, der Müssiggänger

Mark van Huisseling

Januar verhält sich zu Dezember wie Sonntagmorgen zu Samstagabend, jedenfalls die ersten paar Tage des Januars, finde ich. Der Dezember ist aufgeladen, das Programm dicht, Januar dagegen entladen, und die Agenda ist, falls man eine führt, voll von Leerstellen. Anfang vergangenen Monats meldete ich mich mal wieder bei einer Bekannten, worauf sie rückmeldete: «Wie nett, wir müssen uns unbedingt bald sehen.» Ich glaubte ihr und schrieb: «Ich würde mich ebenfalls freuen über ein Treffen, hast du noch Zeit im Dezember?» – «Der Dezember ist leider schon so voll, dass es an Völlerei grenzt. Wollen wir

«Um ehrlich zu sein:
So busy bin ich
auch wieder nicht.»

im Januar was suchen?», entgegnete sie. In der Zwischenzeit haben wir einen Tag gefunden und uns verabredet (für den 8. Februar). Zwei Monate Vorlauf, so geht das. Schliesslich ist man busy, nicht wahr?

Bloss, um ehrlich zu sein: So busy bin ich auch wieder nicht. Zeit für ein Treffen zum Kaffee oder ein gemeinsames Mittagessen mit jemandem, die/den ich treffen will, habe ich im Grunde jede Woche mehrmals. Sogar am Montag vor dem super busy Jahresende, als ich diese Zeilen schrieb, wäre es mir beispielsweise am Dienstag, Mittwoch und Donnerstag noch gegangen (im Januar dito, natürlich). Ich meine, Ihnen kann ich das ja erzählen. Aber sonst rate ich zu Zurückhaltung mit solchen Enthüllungen. Denn wer Zeit hat, ist irgend-

wie ein Verlierer oder jedenfalls nicht sonderlich *in demand*, gefragt, so sieht's aus.

Woran das liegt? An der hier geltenden und sich hartnäckig haltenden protestantischen Arbeitsethik (Arbeit bildet den Lebensmittelpunkt, Freizeit wird darum herum gestaltet – und wer zu viel davon hat, hat kein Leben oder wenigstens keinen Mittelpunkt)? Oder vielleicht daran, dass sich viele Leute, etwas weniger hochgehängt ausgedrückt, schwertun mit Gliederung, Ordnung und so weiter, halt mit dem, was man «Struktur» nennt. Beziehungsweise, noch salopper gesagt, Mühe haben, ihr Ei zu legen. Man kennt das doch: Manche Menschen können zum Beispiel neue, angesagte Restaurants nie besuchen, weil man dort einen Tisch reservieren lassen muss und sie noch nicht wissen, ob sie dann Lust auf Vietnamesisch (respektive Koreanisch, Fusion-Tapas et cetera) haben. Doch die Spalte über Prokrastination schiebe ich lieber auf, heute geht's um den vermeintlichen Zwang, viel loshaben zu müssen.

Über «The Hungry Years» sangen Nancy Sinatra und Lee Hazlewood: «We made it to the top», wir schafften es nach oben, «we climbed the ladder leading us nowhere», wir erkletterten die Leiter, die nirgends hinführte. Doch vielleicht haben Leute, die besonders busy sind, gar nicht besonders hohe Ziele. Sondern bloss Kinder grosszuziehen, Flüge zu erreichen und Rechnungen zu bezahlen. Also keine Zeit «im Augenblick» (in zehn, fünfzehn Jahren wieder, vielleicht). Kann sein, muss aber nicht. Ich habe ebenfalls einen kleinen Sohn, bin beruflich selbständig, verpasse keine Flüge, muss kaum gemahnt werden ... Und das ist noch gar nichts: Ich weiss von CEOs mit drei jungen Kindern, und in der Freizeit laufen sie Marathon, machen Triathlon et cetera.

Jeder und jede hat gleich viel Zeit zur Verfügung, diese Erkenntnis ist banal (im Augenblick wenigstens noch – Silicon-Valley-Milliardäre halten Forscher aus, die für sie an *longevity*, Lebensverlängerung, arbeiten, damit sie 150 oder älter werden). Wer mehr von der ihm zur Verfügung stehenden knappen Zeit für Dinge einsetzen kann, die für ihn Sinn stiften, führt ein bezauberndes Leben. Vor allem wenn es sich dabei um Dinge handelt, die einen nicht mehr, sondern weniger busy machen. Und die nicht besonders

viel (oder gar keine) gesellschaftliche Anerkennung verschaffen. Wer Zeit hat respektive es sich leisten kann, sie sich zu nehmen, ist ein Winner oder macht jedenfalls was richtig, finde ich.

Ihr Kolumnist ist keiner, der an Vorsätze zum neuen Jahr glaubt. Weil gute Ideen nicht den 1. Januar brauchen. An Vorsätze grundsätzlich hingegen glaubt er. Und daran, dass es nie zu spät ist, solche umzusetzen – Anfang Januar ist gleich gut wie, sagen wir, Mitte Mai und Samstagabend gleich schlecht wie Sonntagmorgen. Ich wünsche einen müssigen Einstieg ins neue Jahr.



UNTEN DURCH Osterhasen und Ganzjahres-Züchlin

Linus Reichlin

Im Tessin gibt es zwei Sorten von Deutschschweizern: die Osterhasen und die Ganzjahres-Züchlin. Die Osterhasen kommen, wie der Name schon sagt, zu Ostern sonnenhungrig über den Gotthard, gern auch auf der Harley Davidson. Wenn sie in Bellinzona an der ersten Palme vorbeiknattern, denken sie: «Hier spricht man Schweizerdeutsch, und trotzdem sieht's aus wie in Italien!» Die Osterhasen wissen nicht, dass die Palme eine chinesische Hanfpalme ist, die auch in Norwegen wachsen würde, wenn die Norweger so clever wie die Tessiner wären. Diese haben die erste Palme vor hundert Jahren gepflanzt, um den Osterhasen mit mediterrane Flair das Geld aus der Tasche zu ziehen. Die Osterhasen fahren nun immer den Palmen nach zu den Orten, an denen die Tessiner die meisten Palmen gepflanzt und zusätzlich noch Seen hingebaut haben.

In einem streng geheimen Dokument der Tessiner Tourismusbehörde aus dem Jahr 1950

mit dem Titel «Piano per sfruttare i coniglietti di Pasqua» («Plan zur Nutzung der Osterhasen») steht wörtlich, ich übersetze: «Der Osterhase ist Schädling und Nützlichling zugleich. Da er ein Kälteflüchtling ist, können wir ihn durch die Bereitstellung von frostresistenten Palmen und malerischen Seen an von uns festgelegte Orte locken (Ascona, Locarno, Lugano), die er als «südländisch» empfindet. Dort können wir ihn durch strategisch überhöhte Getränke-, Essens- und Übernachtungskosten an einer weiteren Vermehrung hindern und zugleich wirtschaftlich nutzen.»

Dieser Plan ist allerdings nicht aufgegangen. Der Osterhase hat sich im Tessin genauso vermehrt wie die Edelkastanien-Gallwespe. Mittlerweile sitzt er in Busladungsstärke in jedem Tessiner Grotto und bestellt seine Polenta auf *Schwiizertüütsch* oder – was noch schlimmer ist – auf Italienisch: «Perpfa Vore. Polenta kon Pfungi. Ma hüttno!» Es haben sich durch natürliche ökonomische Selektion sogar Subarten des Osterhasen ausgebildet: die Pauschal-Osterhasen und die Luxus-Osterhasen. Letztere besitzen am Lago di Lugano eine Ferienwohnung, die hauptsächlich aus Rollläden besteht, die nur an zwei Wochen im Jahr hochgezogen werden. Dafür blinkt aber das Lichtlein der Aussenalarmanlage ganzjährig. Die Pauschal-Osterhasen müssen im Hotelzimmer mit Blick auf die Via Cantonale übernachten, bekommen ab fünf Nächten allerdings ein Boccolino mit aufgemaltem Kantonswappen geschenkt.

Doch nun zu der anderen Sorte von Deutschschweizern im Tessin, den Ganzjahres-Züchlin. Bei ihnen handelt es sich oft um ehemalige Luxus-Osterhasen, die nach der Pensionierung beschliessen, die Rollläden ihrer Ferienwohnung ganzjährig hochzuziehen. Sie wollen nun jeden Tag Hanfpalmen sehen, wilde Kakteen und natürlich die berühmte Sonnenstube – die aber, wie die Ganzjahres-Züchlin

Sie wollen nun jeden Tag Hanfpalmen sehen, wilde Kakteen und natürlich die berühmte Sonnenstube.

bald merken, an 120 Tagen im Jahr geschlossen ist. Verwundert stellen die Ganzjahres-Züchlin fest, dass es im Tessin gern regnet – und dann gleich südländisch temperamentvoll. Nach spä-

testens zwei Jahren möchten sie wieder nach Willisau zurück, weil das kulturelle Angebot dort grösser ist als in Lugano, wo das Kulturleben im Wesentlichen darin besteht, dass auf den Schreibtischen der Vermögensberater die Nachbildung einer Giacometti-Plastik steht. Und *parlare* können die Ganzjahres-Züchlin auch nicht so gut. Aber natürlich bleiben sie trotzdem. Als Deutschschweizer gibt man nicht auf, man beisst sich durch. Die Ganzjahres-Züchlin belegen einen Fernkurs in Italienisch, und fortan grüssen sie beim Spaziergang um den Monte Sasso auch andere Deutschschweizer mit einem «Pont Tschorno!». Und wehe, irgendein Willisauer Osterhase antwortet mit «Grüezi»! Dann wird er von den Ganzjahres-Züchlin belehrt: «Kwi non tsiamo nello Schwizzerä tedeska!»



SEX Zwei Spielarten Dania Schifftan

Liebe Dania, ich werde leider nicht schwanger, obwohl mein Freund und ich beide fruchtbar sind. Was raten Sie mir?

L. K., Schaffhausen

Nicht schwanger zu werden, ist für viele Paare eine grosse Belastung. Medizinisch gesehen, gibt es heutzutage viele Möglichkeiten, das Schwangerwerden zu unterstützen. Von Nahrungsergänzungsmitteln und Medikamenten über den Gang zum Osteopathen bis hin zur künstlichen Befruchtung.

Als Sexualtherapeutin rate ich Ihnen, sich zwei Arten von Sexualität anzueignen. Es gibt den Sex, bei dem Sie versuchen, ein Kind zu zeugen und schwanger zu werden. Dieser darf ein gutes Timing haben und in der

fruchtbaren Phase terminiert werden. Doch es sollte auch eine Sexualität erhalten bleiben, die nicht darauf abzielt, dass Sie schwanger werden. Räumen Sie sich Zeiten ein, in denen Sie Sex haben und genau wissen, dass es nicht

Es sollte auch eine Sexualität erhalten bleiben, die nicht darauf abzielt, dass Sie schwanger werden.

klappen kann. Seien Sie sich körperlich nahe, tauschen Sie Zärtlichkeiten aus und haben Sie Geschlechtsverkehr, ohne im Hinterkopf zu haben, dass es heute klappt.

Ist der Kinderwunsch sehr gross, baut sich häufig ein riesiger Druck rund um das ganze Thema auf. Die grosse Kunst liegt dann als Paar darin, sich eine «kinderproduktionsunabhängige Sexualität» zu erhalten. Denn sonst geschieht es leicht, dass Sexualität mit dem Schmerz, noch nicht schwanger zu sein, verknüpft wird. Das macht traurig, wütend und hilflos, und wer sich so fühlt, verliert immer mehr das Interesse an sexuellen Aktivitäten.

Obwohl es also um denselben Akt geht, rate ich Ihnen, sich dieser beiden Spielarten bewusst zu werden. Auch der Sex, bei dem es nicht klappen kann, kann übrigens terminiert werden. So behält die Paarbeziehung denselben Stellenwert, wie ihn der Wunsch, schwanger zu werden, aktuell hat. Ich wünsche Ihnen von Herzen, dass Ihr Wunsch in Erfüllung geht.

Dania Schifftan ist Sexologin, Autorin und Psychotherapeutin in Zürich.

Mailen Sie uns Ihre Fragen an dania@weltwoche.ch



Grosse Sehnsucht

Nr. 49 – «Die unglaublichste Geschichte der Welt»
Alexander Grau über Weihnachten

Das Problem des Glaubens ist, dass er uns im Zweifel lässt, dahingehend, dass wir nicht wissen können, ob Gott unseren Glauben als genügend betrachtet. Diesen Zweifel hält der Mensch aber auf lange Sicht nicht aus, er macht ihn schwach in seiner Seele, und der Mensch bekommt eine grosse Sehnsucht nach der Einheit, nach dem Vatergott. Warum soll er nun Weihnachten feiern, die Geburt des Sohnes Gottes? Für was steht denn Jesus Christus? Der gute Wille ist entscheidend. Durch ihn ist der Mensch nicht mehr abhängig vom Glauben, sondern er kann bei seinen Gedanken, bei seinen Taten immer wählen zwischen dem guten und dem schlechten Willen. Wenn der Mensch ehrlich in sich geht, weiss er immer ganz genau, ob eine Tat, die er begangen hat, aus gutem Willen geschah oder nicht. In unserem Herzen, in unserer Mitte finden wir den Christus, mit ihm finden wir den Frieden. So ist der Christus der wahre Heiland, und die Weihnachtsgeschichte bleibt zwar unglaublich; sie ergibt aber Sinn.

Klemens Vogt, Allschwil

Konsum-Weihnacht: grelle Werbung, knallbunte Lichterketten. Lärmend wird knallhart versucht, die Besinnlichkeit der «Nacht der Weihe» zu verscheuchen. Das grosse Wunder des Menschseins: nur noch Physik. Ja, sogar Bethlehem ist diesmal leergefegt. Hass und Krieg dort viele Herzen regt. Die Bibel, die liebevoll ermutigt, wird verlacht, geächtet, gemieden. Gottes Wort? Nicht zeitgemäss. Es sei nicht gerecht, eine Gefahr, wie amerikanische

Kläger jüngst entschieden. Gottes Liebe? Ach was! Waffen, Argwohn, List, Lug und Trug regieren stolz auf Erden. Eine Familie von Maria und Josef mit Kind hat Ehre, Würde und Sinn verloren. Anderssein sei viel gerechter, urteilen Richter und Professoren leichthin. Silicon-Valley-Titanen umgarnen Gottes Erde, von Menschen gefertigte KI-Kommunikation, zum Gott erhöht, will uns schützen, will uns warnen. Nein, nein, nein und nochmals nein! Das Christentum kann auch ein Schnäppchen sein!
Hannes Deetlefs, Lütisburg Station

Geburt der neuen Welt

Nr. 51/52 – «Vielfalt und Ermutigung»
Editorial von Roger Köppel

Fehlgeleitete Politiker, Pfarrer, Heilsbringer und deren Wasserträger haben wir im Überfluss. Es ist zu hoffen, dass die *Weltwoche* dem im Leitartikel erwähnten Credo gerecht wird auf der Gratwanderung zwischen «Credo quia absurdum est» und «Credo ut intelligam». Auf jeden Fall herzlichen Dank und weiterhin viel Erfolg.
Kurt Graf, Bubikon

Krokodilstränen zum Untergang des Christentums? Zu 2000 Jahren, in denen Gott und Christus so unglaublich viel Schande von Seiten seiner Anhänger angetan wurde und sein Ansehen und Ruf so unglaublich beschädigt wurden? Zum Glück geht dieses Christentum dem Untergang entgegen! Eine institutionalisierte Machtkirche in verschiedensten Ausprägungen, durchseucht von Gnostik und Mysterienreligionen. Wenn das eintritt, was der Seher und Prophet Johannes von Patmos in seiner Offenbarung schrieb, dann «Halleluja»! Darum hoffnungsvoll,

denn Apokalypse heisst nicht Weltuntergang, sondern Enthüllung der letzten Dinge, die zur Geburt der neuen Welt führt.

Andreas Hafner, Winterthur

Studentenstreich?

Nr. 50 – «Gratis-Tampons für menstruierende Männer» – Philipp Gut über Gender-Aktivismus an Schweizer Hochschulen

Nachdem die *Weltwoche* für seriösen Journalismus bekannt ist, muss man wohl davon ausgehen, dass es sich hier nicht um eine Zeitungsentee handelt. Da bleiben für mich nur zwei Möglichkeiten. Erstens: Unsere Elite verblödet zunehmend. Zweitens: Wir sind unbewusst Teilnehmer an einer Feldstudie mit dem Ziel, herauszufinden, wie weit man Menschen verarschen kann, bis sie über den Studentenstreich lachen. Wenn ich dies so überdenke, bin ich froh, dass unsere Söhne nicht studiert haben, sondern mit Freude einem nützlichen Beruf nachgehen.

Max Knecht, St. Gallenkappel

Vom Feinsten

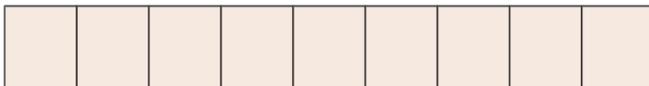
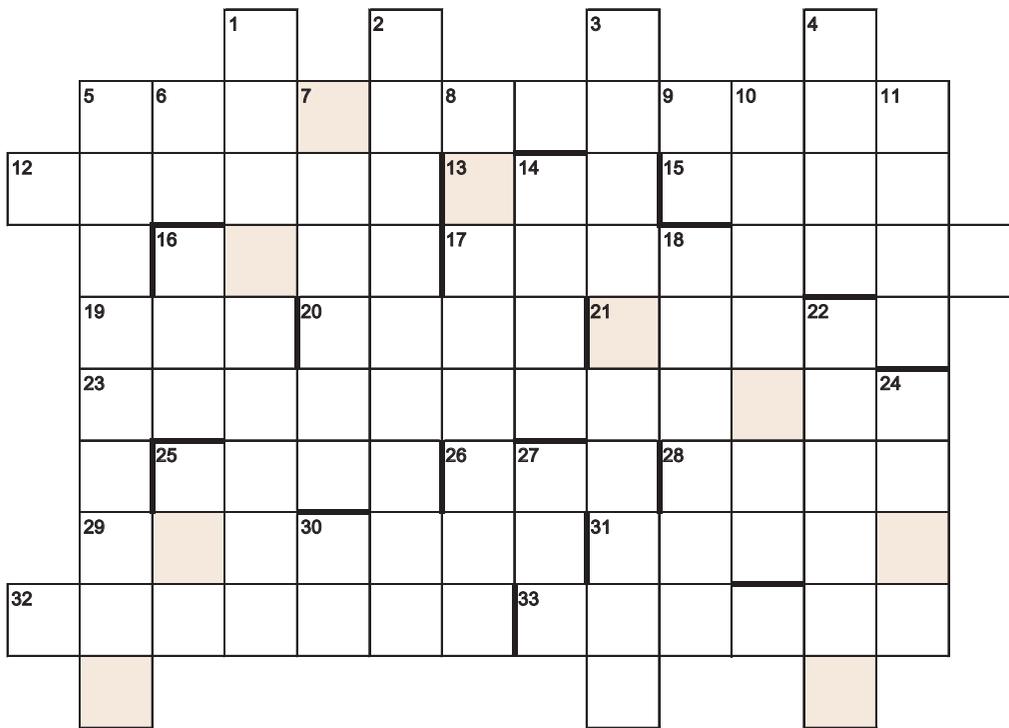
Nr. 51/52 – «Jeremias der Revoluzzer»
Tom Kummer über Jeremias Gotthelf

Dieser Text ist in jeder Hinsicht ein Lese-genuss! Sowohl sprachlich als auch inhaltlich vom Feinsten! Texte wie diese sind allein schon ein *Weltwoche*-Abo wert. Auch die Kolumne von Linus Reichlin gehört in diese Kategorie. Was habe ich schon gelacht seinetwegen!

Barbara Peter, Wil

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch





Lösungswort — Teil des Wahlprogramms an der Hundepfprüfung?

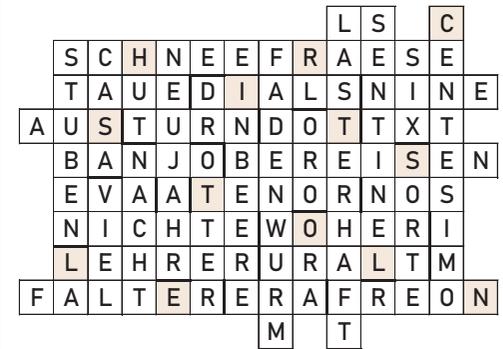
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 5 wo Bonbon-Kanten enden? 12 lebender Glücksbringer in einer vom Nichts bedrohten Welt 13 Kunst-Zentrum 15 kein kompletter Vollidiot 16 nur vorübergehend, und auch das nur kurz 17 beginnt wie Nothing but Thieves und endet wie ein Rudel Wölfe 19 Knorpelfisch in Thailand 20 sowohl allein, als auch mit Tieren (hoffentlich) gut für die Gesundheit 21 kann viele Türen öffnen 23 schaufelt auf dem Friedhof für die 25 sagt, muss auch U sagen? 26 drei Viertel von acht 28 der Tierernährung dienender Ypsilon-Chromosom-Abschnitt 29 wer von ihr befördert wird, fliegt 31 Durstlöscher, einst für Hungersnöte verantwortlich 32 Jogger-Tätigkeit und Gag-Eigenschaft 33 Ameise nach zehn, dort wo er Pachtzahlungen leistet

Senkrecht — 1 zu zwei Dritteln sonnig, aber nicht angenehm 2 eine harzige Sache 3 Pfieme mit optimalem Radius? 4 wird mitunter auch in Form einer Mütze über die Ohren gezogen 5 Gebäude mit besonders guten Genen? 6 Buch ohne Anfang und Ende 7 so heissen Hermann, Hans, Fritz, Fred, Peter und Paul 8 kreisförmiger Korridor? 9 Unternehmensform, in der Bergbaubranche gar nicht beliebt 10 englisches Glied in nordkoreanischem Diktatoren-Geschlecht, insgesamt ein ziemliches Brimborium 11 im Erdinnern und im Innern von Koniferen zu finden 14 etwas für welsche Schwarzseher 16 Weg in Brustarten 18 Langohr-Zibbe 22 ist im Gegensatz zu Himbeeren, Brombeeren und Erdbeeren tatsächlich eine Beere 24 Eisenoxid für Nicht-Chemiker 25 erste Winterhälfte 27 dieses dieses ist nicht von hier 30 mit Bellens flugfähig

© Daniela Feurer – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 848



Waagrecht — 1 VALS (Lausanner Fussballclub) 4 SCHNEEFRAESE (Fräse = dt. Schreibung f. Fraise) 12 TAUE 13 DIALS (día = span. f. Tag) 14 den APENNINEN (engl. f. neun) 15 AUSTER 16 TURN 17 DOT (engl. f. Punkt) 19 TXT (Textdateiformat; koreanische Boygroup («Chasing That Feeling»)) 20 BANJO 23 BEREISEN (Ber-Eisen) 25 EVA 27 JesuiTENORDEN 28 NOS (lat. f. wir) 29 NICHTER 30 WOH(nhäus)ER 32 LEHRER («Ein voller Bauch studiert nicht gern – ein leerer (Schülervariante: ein Lehrer) noch weniger.») 33 URALT 34 FALTER 35 gERADE jetzt (ital. f. Ära) 36 FREON (Kältemittel)

Senkrecht — 1 LASTERHAFT 2 SENT (INEL) 3 CENTESIMO (ital. f. Rappen) 4 STUBEN (Anagramm) 5 CASA (ital. f. Haus; ca. Sa) 6 HUT (engl. f. Hütte) 7 NEUJAHR 8 EINBEERE (wissensch. Gattungsname) 9 FADENWURM (faden Wurm) 10 RL 11 SIX (engl. f. sechs) 13 DR 18 (T)ORONto (Präfix: Gebirge) 21 siebeN-ACHT 22 OTTER 24 SORTE (S or Te) 26 MoVIELogos 31 (V)ORAr(l)berg (ital. f. Stunde) 32 LA (Do, Re, Mi, Fa, So, La; so lala)

Lösungswort — CHRISTSTOLLEN

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

Rede und Gegenrede.



Abonnieren Sie jetzt die Ausgabe für Deutschland und holen Sie sich hier die neue App:

